
Erster Teil

Im Mittelmeer und in Syrien

Zum Treffpunkt in Neapel.

In den Herzen vieler Nordländer lebt der Wunsch, einmal eine Fahrt über die Alpen zu unternehmen in das Land, wo die Zitronen blühen, um Italiens Herrlichkeiten zu schauen, wenigstens für einige Tage in der ewigen Stadt der sieben Hügel zu weilen und den Segen des gemeinsamen Vaters der Christenheit zu empfangen. Den meisten Romfahrern wird sich nachher ein stilles Heimweh nach dem Süden in die Seele schleichen, auch wenn sie nicht aus der Fontana Trevi getrunken und einen Soldo hineingeworfen haben. Je schwerer die grauen Nebel des Nordens auf der Seele liegen, umso lockender schwebt das Bild der Peterskuppel auf dem Hintergrund des blauen Himmels; und wer dann wieder nach Rom kommt, hat fast das Empfinden, nach langer Abwesenheit nach Hause gekommen zu sein. Als sei unsere Seele mit den Zugvögeln verwandt, so zieht es sie nach dem Süden.

Ein bekannter Roman der letzten Jahre hat diese Sehnsucht des Nordländers nach Rom als das Sehnen nach dem Licht dargestellt. Es ist aber nicht nur das Licht der Sonne gemeint, sondern die ewigen Wahrheiten, die in Rom eine Heimstätte gefunden und gleichsam sichtbare Form angenommen haben. Bei vielen, besonders bei den Deutschen, ist ein starker Einschlag von Romantik in das Band verwoben, das sie mit Rom und Italien verknüpft. Andere begeistern sich für die unsterblichen Denkmäler der Kunst, an denen Italien so reich ist; oder die Schätze alter Bibliotheken reizen zu Entdeckungsfahrten. Es gibt eben keine Stadt der Welt, die in dem Maße wie Rom seit mehr als zweitausend Jahren im Brennpunkt der geschichtlichen Ereignisse steht und so wie Rom weltgestaltend gewirkt hat.

Bei jedem gläubigen Katholiken hat die Sehnsucht nach Rom ihre stärkste Wurzel im religiösen Boden. Wer möchte nicht einmal an den Stätten geweiht haben, die durch das Andenken an so viele Heiligen geweiht sind seit den Tagen, da Petrus im Zirkus des Nero und Paulus draußen bei Tre Fontane Zeugnis für ihren Meister ablegten? Und der Augenblick, da er vor dem Heiligen Vater knien und seine Hand küssen durfte, wird jedem unvergeßlich bleiben. Wenn dann ein ge-

meinsames Lied in der Muttersprache der allgemeinen Begeisterung Ausdruck gibt, wird man sich erst recht der Gnade und des Glückes bewußt, ein katholischer Christ zu sein.

Neben Rom und Italien und noch stärker als diese sind Jerusalem und Palästina Gegenstand unserer Sehnsucht. Das bedarf bei einem Christen keiner weiteren Erläuterung; denn nur jenes Land, das wir das „Heilige Land“ nennen, wurde gewürdigt, Schauplatz unserer Erlösung zu sein. Wo einst die Patriarchen ihre Herden geweidet und Gottes Verheißungen empfangen haben, wo „die Schlachten Gottes geschlagen“ wurden, wo David seine Psalmen dichtete, Salomon das Wunderwerk des Tempels errichtete, die Propheten das undankbare Volk vor seinem Unglück vergeblich warnten, wo die Makkabäer für Gott und das Gesetz starben, da wird jeder Stein zu einem Prediger der Großtaten Gottes. Und schon der Gedanke, einmal die gleichen Wege zu gehen, die der menschengewordene Gottessohn gewandelt ist, die Berge und Täler zu durchwandern, die einst das Echo seiner Stimme aufnahmen, als er dem Volke das Himmelreich verkündete, aus den Quellen am Wege zu trinken, an denen er seinen Durst stillte, an den hochheiligen Stätten niederknien zu dürfen, wo das Wort Fleisch geworden ist und unter uns gewohnt hat, oder wo sein Leiden im Ölgarten begann und sich auf Golgotha vollendete, schon dieser Gedanke vermag zu beglücken. Soll er Wirklichkeit werden, so übernimmt jeder gern die Opfer und Mühen, die damit verbunden sind.

Bereits vor Ausbruch des Weltkrieges hatte ich gehofft, als Abschluß des römischen Bibelstudiums eine Reise ins Land der Bibel unternehmen oder längere Zeit dort weilen zu können. Wie war damals vieles noch so einfach gegenüber heute! Die Polizeibehörde der Heimat stellte einen Paß für das In- und Ausland aus, und der Inhaber konnte getrost durch die Welt reisen. Aber der Krieg hat damals die Fahrt verhindert. Als nun das Päpstliche Bibelinstitut zu Rom im Sommer 1925 mitteilte, daß wieder eine Studienfahrt nach dem Orient geplant sei, nahm ich mit Freuden die Einladung an und traf die nötigen Vorbereitungen. Die stark veränderte Landkarte des Reiseweges machte es notwendig, von sieben verschiedenen Nationen Pässe zu besorgen. Was das bedeutet, weiß jeder. Das Visum der französischen Regierung war für Syrien erforderlich, konnte aber in Deutschland trotz aller Bemühungen nicht erlangt werden. Erst in Rom gelang es, nachdem der Vatikan sich eigens darum bemüht hatte.

Als Ausgangspunkt der Reise war Neapel gewählt worden. So ließ sich mit der Orientfahrt ein Besuch Roms im Heiligen Jahr verbinden. Es ist schon soviel über Rom und die Pilgerfahrten nach Rom geschrieben worden, und es haben soviele daran teilgenommen, daß es Wasser in die Mosel tragen hieße, über den ersten Abschnitt der Orientfahrt von Trier bis Rom eingehender zu berichten. Die Ber-

bindungen mit der ewigen Stadt sind wieder so günstig, daß man vom Rhein bis zum Tiber fahren kann, ohne auch nur ein einzigesmal umzusteigen, wenn einem eine solche „Sizung“ von 30 Stunden im Schnellzug Amsterdam—Rom zusagt.

In Stadtpfarrer Bickel von St. Martin in Freiburg, Hansjakobs zweitem Nachfolger, und Gymnasialdirektor Dr. Lengle von Freiburg fand ich zwei liebe Reisegefährten; und jeder von uns war froh, in deutscher Begleitung reisen zu können. Wir drei Deutsche bildeten sogar die stärkste nationale Gruppe unter der neun Mann zählenden Studiengesellschaft. Daneben waren Italien, Spanien, Portugal, Venezuela, Kolumbia und in Prof. Mallon, unserm Führer, auch Frankreich vertreten. Das sei aber gleich bemerkt, daß sich dieser kleine „Völkerbund“ ausgezeichnet vertrug, obwohl Frankreich darin die Führung und Deutschland die Stimmenmehrheit hatte. Wir hatten indes auch nicht die geringste Lust, uns die Freude an der gemeinsamen Aufgabe durch irgendwelche politische Streitfragen zu vergällen. Die wissenschaftlichen Anregungen und die sich drängenden Eindrücke der Fahrt über Meer und Land geben viel dankbareren Stoff zur Unterhaltung, ohne daß die Atmosphäre der Liebe und Hochachtung durch die Giftgase der Nachkriegspolitik verdorben wird.

Schon am Tage unserer Ankunft in Rom hatten wir das Glück, mit Berliner und Frankfurter Pilgern an einer Audienz beim hl. Vater teilzunehmen, in der er mit großer Anerkennung vom deutschen Katholikentag in Stuttgart sprach. Das ohnehin so bunte Leben und Treiben Roms bekam während der ersten Septemberwoche eine besondere Note durch die 12 000 katholischen Pfadfinder aus aller Welt, die dem Papste huldigten, als er feierlich zur Papstmesse in St. Peter einzog. Als dann am Nachmittag diese unübersehbaren Scharen junger Menschen in ihrer schmucken Tracht, in zahllosen Gruppen um ihre bunten Wimpel gesammelt, den hl. Vater im Belvederehof des Vatikans mit Blzweigen in der Hand minutenlang umjubelten und „Frieden, Frieden!“ riefen, da stahl sich in manches Auge eine heiße Träne, und Pius selbst war tief ergriffen über dieses eigenartige Echo seiner Botschaft: „Der Friede Christi im Reiche Christi“. Es war wie der Sehnsuchtschrei der ganzen Menschheit nach dem zerstörten Glück des Völkerfriedens.

Für uns war es ein stimmungsvoller Beginn unserer Fahrt zur „Stadt des Friedens“, in der das Wort des göttlichen Friedensfürsten gesprochen wurde: „Meinen Frieden gebe ich euch“. Nachdem wir die Gräber der Apostelfürsten besucht und uns der Gnaden des hl. Jahres teilhaftig gemacht hatten, trug uns der Schnellzug durch die wechselnden Landschaftsbilder der Campagna nach Neapel, dem „dolce Napoli“. Es gibt nur ein Rom auf Erden, aber auch nur ein Neapel. Und wenn Rom in seiner an sich wenig reizvollen nähern Umgebung zeigt, was der Menscheng Geist und Menschenwille zu leisten imstande ist in jahr-

hundertelangem Schaffen und Zerstören, so zeigt Neapel, welche Fülle von Schönheit die Natur über einem Fleck Erde auszugießen vermag. Naturgewalten sind in allem groß, weil sie göttlichem Machtgebot gehorchen, ob sie nun aufbauen oder zertrümmern. Der Golf von Neapel mit seinem ernstesten Wächter, dem rauchenden Vesuv, und das Ruinenfeld von Pompeji sind sprechende Zeugen dafür.

In den Becher froher Begeisterung fiel gleich am ersten Tage des neapolitanischen Aufenthaltes ein bitterer Tropfen, der einem von unserer deutschen Gruppe beinahe die ganze Reise verdorben hätte: die in diesem Jahre in Italien so zahlreich vertretenen Taschendiebe stahlen ihm die Brieftasche mit der Schiffskarte. Das ist zwar ganz biblisch, daß einer unterwegs unter die Räuber fällt, aber daß es schon in Neapel sich ereignete, war nicht biblisch. Doch das Unglück war zu heilen, weil noch Zeit blieb, von Rom her eine andere Karte zu besorgen, und weil dem Dieb nicht alles Geld in die Hände gefallen war.

Zur festgesetzten Stunde brachten uns die neapolitanischen Barkenruderer unter viel Geschrei zum Dampfer „Lamartine“. Wie die Burschen die günstige Gelegenheit benutzten, um sich weit über den Tarif bezahlen zu lassen, machte ihrer Schlaueit alle Ehre. Kleingeld zum Wechseln wollen sie nie in der Tasche haben. Als ein Kollege den Tarif mit entsprechender Zulage zahlte, hielt ihm der Ruderer das Geld wieder hin und sagte: „Wir arbeiten lieber umsonst.“ Aber schnell zog er die Hand zurück, als er beim Wort genommen wurde, indem er erklärte: „Nach dem Tarif fehlt noch das Doppelte.“ — „Zeigen Sie den Tarif!“ — „Ich habe keinen, schwöre aber, daß es so ist.“ — „Ob der Eid gilt?“ — „Meiner Treu! Ich bin ein Christ, und lügen darf man nicht.“ Dann schwieg er ein Weilchen und fuhr fort: „Hören Sie, Hochwürden, für mich wär's ja egal, aber mein Kollege ist Familienvater, und die Zeiten sind so schlecht!“ Dabei machte er eine so unschuldige und mitleiderregende Miene, als könnte er nie mit der Wahrheit in Streit kommen. Als die Neapolitaner abgezogen waren, begrüßten sich die meisten von unserer kleinen Reisegesellschaft zum erstenmal im Leben. In den kommenden Monaten sollten wir Freud und Leid wie Brüder teilen.

Von Neapel nach Malta.

Das Schiff war so stark besetzt, daß wir zunächst in einer niedrigeren Klasse untergebracht werden mußten, bis in Malta einige Plätze frei wurden. Bei angenehmer Reisegesellschaft sind auch solche Unannehmlichkeiten zu verschmerzen. Strömender Regen goß vom Himmel herab, als wir das Schiff bestiegen. Beim Abfahrtszeichen der Sirene hatte die Sonne wieder gesiegt.

Das herrliche Bild Neapels verschwimmt mehr und mehr in der Ferne. Die scharfen Linien der Felseninsel Capri bilden bis zum

Abend einen Ruhepunkt für das Auge. Eine etwas trübe, aber unendlich milde Nacht senkt sich herab. Das Oberdeck hatte sich längst entvölkert, als wir uns dort zur Ruhe hinstreckten, um nicht in den schwülen Kabinen liegen zu müssen. Wie zahllose Brillanten funkelten lange die Lichter von Messina und Reggio über die stille Wasserfläche, während der ernste Atna mit seiner Haube von Rauch den ganzen Morgen nach Westen hin den Blick begrenzte. In aller Frühe bauten wir im Salon zwei Altäre auf, an denen wir die hl. Messe feiern konnten. Das Schiff ging so ruhig, daß man nur ein leises Zittern des Riesenleibes verspürte und keine Gefahr bei der hl. Handlung zu fürchten brauchte. Was der Priester jeden Morgen in der Danksgang betet, gewinnt einen neuen Sinn, wenn er es über den Meereswogen selbst beten darf: „Meer und Flüsse, lobet den Herrn. Walfische und alles, was sich reget im Wasser, lobet den Herrn!“ Es war fast wie eine Erfüllung dieses Gebetes, als ein Delphin seine lustigen Sprünge aus dem Wasser machte, wie man es im Mittelmeer so oft beobachten kann, besonders zur Zeit des Sonnenaufgangs und -Untergangs. Tags zuvor hatten einige Deutsche die harmlosen Delphine für Haifische gehalten und bei der Rückfahrt vom Ausflug nach Capri das gefährliche Erlebnis erzählt. Es gibt Menschen, die immer etwas erleben, wenn es auch sehr an Don Quichote erinnert.

Im Westen lenkt Syrakus den Blick eine Weile auf sich, die Heimat der hl. Luzia. Die Stadt ist von ihrer einstigen Höhe herabgesunken. Sie besaß ein Theater, das 66 000 Zuschauern Platz bot, mehr als das neue Syrakus an Einwohnern zählt. Auf seiner Fahrt nach Rom, im Frühjahr 61, hielt sich der Apostel Paulus drei Tage in Syrakus auf, um dann über Rhegium nach Puteoli zu gelangen und von dort über Land die Hauptstadt der Welt zu erreichen. Lukas erwähnt in seinem Bericht gar nicht die Gefahren der Scylla und Charybdis in der Meerenge von Messina. Sie scheinen also auch damals nicht so groß gewesen zu sein, wie es die Alten oft darstellen. Auf einem modernen Dampfer ist gar nichts davon zu verspüren.

Dieser Bericht der Apostelgeschichte über die Seereise des Völkerapostels von Caesarea nach Italien gehört zu den wichtigsten Urkunden über die Schifffahrt im ersten christlichen Jahrhundert und beweist in seinen genauen Einzelheiten, daß Lukas, der „geliebte Arzt“, alle Mühen und Leiden jener Monate mit Paulus geteilt hat. Dem verwöhnten Menschen unserer Tage dauert es schon zu lange, wenn ein bequem eingerichteter Dampfer weniger Stunden braucht, als damals Tage für die Überfahrt nötig waren. Die beiden Kapitel der Apostelgeschichte haben mich immer besonders interessiert, aber als wir jetzt einen großen Teil der Fahrt in umgekehrter Richtung machten, wurde mir vieles noch klarer.

Leider war es gegen Abend, als die „Lamartine“ am 12. September im Hafen von La Vallette, der Hauptstadt der Insel Malta, an-

legte, sodaß wir die Paulusbucht nicht mehr besuchen konnten, in der damals der Apostel Schiffbruch erlitt. Kaum war unser Dampfer in den Hafen eingefahren, als ihn etwa 50 Barken umschwärmten. Die Ruderer suchten mit viel Geschrei jene Reisenden in ihren Nachen zu bekommen, die den zweistündigen Aufenthalt zu einer kurzen Besichtigung der Stadt benutzten. Während das Schiff Anker warf, zeigten einige Taucher ihre Kunststücke, indem sie Geldstücke aus dem Wasser holten, die vom Schiffe aus hineingeworfen wurden. Ihr geübtes Auge erkannte sofort den Wert der herabfallenden Münze, und wenn er nicht hoch genug war, rührten sie sich nicht. Am Lande verfolgten ganze Scharen von Kartenverkäufern, Fremdenführern und Kutschern die Reisenden und suchten in allen Sprachen etwas zu verdienen.

La Valette sieht aus der Ferne fast wie eine deutsche Stadt aus, weil ein spitzer Kirchturm das Stadtbild belebt. Je näher man aber kommt, umso wuchtiger treten die gewaltigen Festungsanlagen der Insel hervor. Die Lage macht Malta zum strategischen Hauptpunkt des Mittelmeeres, und es ist nicht zu verwundern, daß England sich dieses Schlüssels bemächtigt hat, nachdem die Malteserritter nach ihrer Vertreibung von Rhodus auf Malta eine neue Heimstätte gefunden hatten und dann die Insel Napoleon I. überlassen mußten. Mehr als 400 Ritter liegen in der herrlichen Johanniskirche begraben.

Der hl. Paulus hat den Winter 60—61 auf Malta zugebracht, und es scheint sich ein herzliches Verhältnis zwischen ihm und den Bewohnern der Insel während dieser Zeit entwickelt zu haben; denn Lukas bemerkt: „Sie brachten uns eine große Hochachtung entgegen, und als wir weiterfahren, versorgten sie uns mit dem Notwendigen.“ Sie hatten aber auch allen Grund dazu nach den wunderbaren Ereignissen, die sich bei der tragischen Ankunft und während des Winteraufenthaltes des Apostels abspielten.

Wer etwas Sinn für die vielen Züge echter Menschlichkeit hat, wie sie im Leben des Völkerapostels so häufig zu finden sind, dem wird das reizende Stimmungsbildchen bei der Rettung Pauli und seiner 275 Leidensgenossen an der Küste Malτας besonders gefallen. Es ist kalt. Alle sind von dem unfreiwilligen Seebad völlig durchnäßt, und dazu regnet es noch. Die mitleidigen Malteser zünden ein Feuer am Ufer an. Paulus greift mutig zu und schleppt Reifig herbei. Wie er nun ein Bündel ins Feuer werfen will, beißt sich eine Schlange, die in dem Reifig versteckt war, in seine Hand fest. Die Malteser sind entsetzt; sie halten Paulus für einen Verbrecher, der vom Zorn der Götter verfolgt wird, dem darum die Rettung aus den Meereswogen keine Rettung sein soll. Aber sie warten vergeblich darauf, daß sich die Vergiftung durch Anschwellen und raschen Tod an dem Fremden zeigt. Paulus schüttelt in voller Seelenruhe das Reptil von seiner Hand ins Feuer. Sobald die Inselbewohner bemerken, daß ihm der Biß nicht im geringsten schadet, schlägt ihre Stimmung um, und sie halten

Paulus für einen Gott in Menschengestalt. Paulus heilt dann den kranken Schwiegervater des obersten römischen Beamten auf Malta sowie alle Kranken, die das Volk von der ganzen Insel herbeischafft.

Damals wird die Bevölkerung wohl noch nicht ein so buntes Gemisch von Nationen dargestellt haben wie heute. Jedenfalls halten die Engländer auf Ordnung, sodaß die Straßen und Plätze recht sauber sind. Als der Fährmann beim Verlassen der Barke möglichst viel aus uns herauspressen wollte, war gleich ein Aufsichtsbeamter zur Stelle, fragte, was der Ruderer bekommen habe, und hatte den Streit im Nu durch ein ruhiges, festes „All right“ geschlichtet. Nach dem Erlebnis im Hafen zu Neapel empfanden wir diese Art doppelt angenehm. Eine Sehenswürdigkeit ist die Tracht der einheimischen Frauen, eine Verbindung des langherabwallenden arabischen Schleiers mit einer korbähnlichen Haube.

Von Malta nach Konstantinopel.

Von Malta sollte die Fahrt zunächst nach Athen gehen, aber die Gefahr einer längeren Quarantäne bewog den Kapitän, erst nach Konstantinopel zu fahren. Infolgedessen blieben wir von Samstag, den 12. bis Dienstag, den 15. September, abends, ununterbrochen auf dem Wasser. Es schadete auch nicht viel, daß wir etwas länger Zeit hatten, um den Bart über die ersten, nicht gerade schön wirkenden Anfänge hinauswachsen zu lassen, ehe wir wieder Stadtpflaster betraten. Diesem verwahrlosten äußeren Menschen entsprach die seelische Stimmung. Von der Höhe der frohen Begeisterung bei Beginn einer Seefahrt fällt gewöhnlich am zweiten oder dritten Tage das Stimmungsbarometer recht tief herab, sodaß einem alles gleichgültig wird, bis man sich mehr an das schaukelnde Dasein auf dem Schiffe gewöhnt hat.

In der dämmernden Frühe des 14. September umfuhr das Schiff die Südspitze Griechenlands am Kap Matapan und Malea. Als ich um 4 Uhr auf Deck erwachte, wo mir eine Bank im Rauchzimmer die dumpfe Kabine ersetzt hatte, lag noch ein Schleier über den Bergen der beiden Halbinseln. Alte Erinnerungen aus Homer und den griechischen Klassikern umhüllten diese Berge, und es war fast wie eine Enttäuschung, als die aufgehende Sonne dieses sagenumwobene Land in seiner ganzen Öde und mit seinen baumlosen, steilen Abhängen dem Blick enthüllte.

Wie ein Schwalbennest klebt eine Einsiedelei an der südlichsten Fels Spitze, und manche Schiffe senden dem frommen Klausner einen Gruß durch einen Sirenenpfeif hinüber. Die „Lamartine“ fuhr schweigend vorbei. Rechts schiebt sich die Insel Cerigo, das alte Kythera, wie ein Kiesel vor die Bucht. Kahl ragen ihre Berge aus dem Wasser. Fast keine Menschenwohnungen sind zu sehen, als ob das Eiland gestraft werde für den schamlosen Kult der Venus, der einst darauf gepflegt wurde. Einige Segelboote verrieten, daß die See hier fischreich sein

muß. Die Fischer werden während der Nacht ihrem Gewerbe nachgegangen sein: „Herr, wir haben die ganze Nacht uns abgemüht und nichts gefangen.“

Die Krise der trostlosen Stimmung war längst überwunden, als die Inselwelt des Ägäischen Meeres von links und rechts die Blicke fesselte. In der Ferne taucht links die Südspitze von Attika auf, rechts begleiten uns die Ufer von Keos; dann nähert sich Makronisi, ehemals Insel der Helena genannt, weil dort Helena nach der Eroberung Trojas gelebt haben soll. Zwischen Euböa und Andros hindurch gewinnt das Schiff wieder freies Meer. Alle diese Inseln und Halbinseln machen einen wenig erhebenden Eindruck mit ihren nackten, von der Sonne ausgebrannten Bergen. Hier und da stehen in einer Talmulde einige Bäume, die erst recht die öde Leere hervortreten lassen. Und auf diesen Bergen hat einst eine Kultur geblüht, die heute noch nachwirkt. Weltberühmte Philosophen nannten sie ihre Heimat.

Als die Sonne über Griechenland unterging, so schön, wie es nur auf dem Meere zu sehen ist, und am andern Morgen über Kleinasien emporstieg, kam mir besonders deutlich zum Bewußtsein, warum wir Europa das Abendland und Asien das Morgenland nennen. Die Ausdrücke beweisen zugleich, daß sie in einer Grenzlinie der Kultur geprägt worden sind.

Während der Nacht hatte der Dampfer das Ägäische Meer durchquert und war in aller Frühe in die Straße der Dardanellen eingefahren. Das völlig neue Bild lockte auch solche auf Deck, die sonst länger in den Kabinen zu bleiben pflegten. Leider war es noch zu dunkel, um vor der Einfahrt in die Meerenge das Schlachtfeld des alten Troja zu erspähen, das jedem Gymnasiasten Siege und Niederlagen gebracht hat. Ich mußte an unseren alten Professor des Griechischen denken, dem die Tränen über die Wangen liefen, wenn er uns Hektors Abschied von Andromache vorlas. Wer sich in die unsterblichen Lieder Homers einmal vertieft hat, begreift auch, daß nicht weniger als sieben Städte sich um die Ehre streiten, Geburtsort des Dichters zu sein.

Die Wasserfläche der Dardanellen ist stellenweise so schmal, daß man glauben könnte, eine Dampferfahrt auf dem Rhein zu machen, wenn nicht die Eibäume auf den Hängen und die Bauweise der wenigen Städte am Ufer den Orient verrieten. Von links und rechts ist die Meerenge so stark befestigt, daß es selbst den englischen Schlachtschiffen im Weltkrieg nicht gelang, den Durchgang zu erzwingen. Es muß ein furchtbares Kämpfen gewesen sein. Ich erinnerte mich lebhaft, wie damals in Rom die Zeitungsverkäufer auf den Straßen aus Leibeskräften als größte Neuigkeit ausriefen: „Die Dardanellen stehen in Flammen!“

An einer der engsten Stellen, bei dem heutigen Städtchen Nagara, hat einst Xerxes eine Schiffsbrücke über das Wasser bauen lassen, um sein Riesenheer hinüberschaffen zu können. Als er bei der Rückkehr die

Brücke zerstört fand, ließ er die Bauleiter enthaupten und das Meer zur Strafe peitschen. Ein heftiger Sturm, in den wir hineingerieten, zeigte uns, daß das Meer gerade hier seine schlechten Launen bewahrt hat.

Wohl der schönste Punkt an den über 70 Kilometer langen Dardanellen ist Gallipoli am Eingang ins Marmarameer. Seine strategische Bedeutung hat dem etwa 30 000 Einwohner zählenden Städtchen schon manches Leid gebracht. Beim Waffenstillstand 1918 legten die Franzosen eine Besatzung hinein. Die großen Kasernen geben dem Stadtbild unverkennbar den Charakter der Garnison. Ein Denkmal, das vom Schiffe aus sichtbar ist, erhebt sich auf dem Friedhof, auf dem 5000 englische und französische Soldaten ihre letzte Ruhe fanden, als im Krimkrieg hier die Cholera wütete. Auf der asiatischen Seite liegt schräg gegenüber das alte Lampsakus zwischen Olivenbäumen und Weinbergen, berüchtigt durch den Kult des Priapus.

Die Ufer treten auf beiden Seiten mehr und mehr zurück, bis sich der Wasserpiegel zum Marmarameer erweitert hat, so genannt nach der steilen Felseninsel, deren Marmorbrücke noch ausgebeutet werden. Auf der Karte sieht das Marmarameer aus wie ein kleiner Binnensee, aber die lange Durchfahrt lehrt am besten, daß es den Namen Meer verdient. An seinen Ufern hat sich manches wichtige Ereignis der Welt- und Kirchengeschichte abgespielt.

In Konstantinopel.

Je näher wir der Hauptstadt des oströmischen Reiches kommen, umso gespannter wird die Erwartung aller Reisenden. Jeder freut sich auf die Unterbrechung der Fahrt, die wir so gut als möglich auszunutzen bestrebt sind. Für einen Trierer hat Konstantinopel nicht nur den allgemeinen Reiz einer der schönstgelegenen Städte der Welt, sondern auch besonderer Beziehungen. Konstantinopel und Trier waren eine Zeitlang Mittelpunkt des politischen und kulturellen Lebens, als die allzugroße Ausdehnung des römischen Weltreiches die Verwaltung von einer Stelle aus erschwerte. Darin lagen aber auch gefährliche Keime, die den Verfall beider Teile herbeiführten. Die politische Eifersucht der oströmischen Kaiser sowie das Bestreben der Bischöfe der Kaiserstadt, nicht hinter dem römischen Bischof zurückzustehen, haben ein gut Teil zu dem traurigen Schisma beigetragen, das die katholische Kirche heute noch trennt. An jedem Karfreitag betet die Kirche besonders für diese getrennten Brüder, und Papst Pius XI. widmet den wichtigen Aufgaben, die er als Statthalter Christi in dieser Beziehung hat, seine größte Aufmerksamkeit.

Nach einer etwas stürmischen Fahrt durch das Marmarameer hellte sich der Himmel auf, und bei herrlichstem Licht fuhr die Lamartine in den Hafen von Konstantinopel. Alles drängte sich aufs Oberdeck, um

den einzig schönen Anblick zu genießen, den die Stadt von der Seeseite her bietet, wenn das Schiff das alte Stambul umfährt und im Galata-Hafen anlegt. Ein großes Raten und Vermuten begann, bis die am meisten hervortretenden Gebäude, Türme und Moscheen festgestellt waren. Wir hatten unterwegs einen jungen deutschen Ingenieur getroffen, der fast alle Orte kannte, die wir besuchen wollten. Er unterrichtete uns über vieles, was man aus Büchern und Karten allein nicht lernt.

Das erste Schiff, dem wir im Hafen begegneten, trug die Flagge schwarz=weiß=rot; es war der deutsche Frachtdampfer „Stettin“. Leider sah er nach der langen Fahrt etwas arg mitgenommen aus, und der rote Zinnober des Untergrundes hatte den schwarzen Überstrich vielfach abgestoßen. Die an Bord unseres Schiffes mitfahrenden französischen Soldaten riefen sofort: „C'est un boche.“ Man gewöhnt sich an das Wort, wenn man lange in der Fremde ist. Es hat bereits bei vielen den Charakter eines Schimpfwortes verloren. Von drüben aber klangen frohe deutsche Matrosenlieder zu uns herüber, und wenn der Text wegen der Entfernung auch nicht ganz zu verstehen war, so ergriff einen doch dieses Schauspiel fast noch mehr, als der Anblick des prachtvollen Stadtbildes im Hintergrund. Bald tauchte auch das Firmenschild „Hugo Stinnes“ zwischen den Kontorgebäuden auf.

Während des Aufenthaltes in Konstantinopel konnte ich immer wieder feststellen, daß der Deutsche im Osten besser gelitten ist als diese oder jene andere Nation. Bei der Paßkontrolle sprachen die beiden Beamten sofort deutsch, als sie unsere Heimat aus den Angaben des Passes erkannten. Auf der Straße, in Geschäften und an den Schaltern war immer der eine oder andere, der unsere Muttersprache verstand. Daß die Kartenhändler und aufdringlichen Verkäufer von nützlichen und überflüssigen „Andenken“ bald herausfanden, wen sie anschwindeln könnten, und dann von „zwei Mark, mein Err“, auf „nur fuffzig Fennig, nur fuffzig Fennike, meine Erren“, heruntergingen, waren wir aus Rom, Neapel und Malta gewohnt.

Gleich nach der Landung blieb uns noch Zeit zu einem Rundgang durch die Straßen der Stadt. Immer wieder lieft und hört man von den entsetzlichen Straßen Stambuls. Wir betraten also mit einer gewissen Vorsicht den Boden und fürchteten, wenigstens alle zehn Schritte auf zankende Hunde zu stoßen, die ja in allen Reisebeschreibungen Konstantinopels eine Rolle spielen. Um aber der Wahrheit die Ehre zu geben, muß ich gestehen, daß wir das Pflaster viel besser fanden, als etwa in Neapel, und daß wir sehr angenehm überrascht waren über alles, was wir an diesem ersten Abend sahen. Andern Tags erfuhren wir allerdings, daß es uns geglückt war, eine der wenigen städtisch anmutenden Straßen zu finden. Später kamen wir mehr als einmal in die Lage, zu erklären: „Nein, da kann man nicht heil durchkommen.“ Aber Hunde habe ich in Konstantinopel so wenige ge-

sehen, daß mancher bei uns wünschen möchte, alle Hunde in unsern Städten und Dörfern wären so gut erzogen wie ihre Genossen am Goldenen Horn. Statt der Hunde laufen aber zahllose Katzen wild umher, solche mit so schönem Fell, daß sie ihren Schwestern am Pantheon und Forum Trajani in Rom nicht nachstehen, aber auch andere in erbärmlichem Zustande, die sich das Recht gegenseitig streitig machen, Müllhaufen und Gasse zu untersuchen.

Viel Armut und Elend begegnet einem überall. Kaum hatten wir das Land betreten, als uns am späten Abend noch ein Kind um Almosen bat, wobei es erst die Stirne berührte mit der Hand, die die Gabe empfangen sollte. Doch es ist eine ganz andere Art, wie hier die Not getragen wird. Eine gewisse Ruhe, die fast wie Gleichmut und Ergebung aussieht, liegt über diesen Menschen. Dieselbe Wahrnehmung konnte man auch bei Geschäftsleuten, Beamten und Soldaten machen. Sie regen sich nicht auf, antworten gelassen auf die Frage, die man stellt, und gehen ihres Weges weiter. Es dürfte eine Wirkung des Fatalismus im Islam sein, der sich beim Türken stärker ausprägt als bei den Arabern.

Die uns zu Gebote stehende Zeit nutzten wir nach Möglichkeit aus, um recht viel von Stambuls Herrlichkeiten zu genießen. Nur einige Einzelbilder sollen herausgegriffen werden, weil ich weiß, daß es eine schlimme Selbsttäuschung gibt, die einen Schreiber glauben läßt, der Leser habe gerade für das ebenfalls am meisten Interesse, was dem Schreiber gefallen oder nicht gefallen hat. Nach einer Irrfahrt im Auto, die damit endete, daß die „Bege“ sogar für einen Handkarren nicht mehr fahrbar waren, gelangten wir zum alten Hippodrom, an dessen Ende der Kaiserbrunnen steht, den der deutsche Kaiser stiftete. Gegenüber erhebt sich der gewaltige Obelisk des Theodosius, ehemals vom Pharao Thutmosis errichtet, dann aus Ägypten hierher gebracht. Die Anordnung der Skulpturen am römischen Sockel erinnert an die berühmte Elfenbeintafel in der Domshatzkammer zu Trier, deren byzantinische Herkunft wohl allgemein zugegeben wird, deren Datierung aber bisher noch nicht gelungen ist. Sollten etwa kunstgeschichtliche Beziehungen zwischen beiden Werken nachzuweisen sein?

Einen gewaltigen Eindruck macht die neben dem Hippodrom liegende Achmed-Moschee. Ihr Innenraum hat bei aller Wucht und Größe doch etwas ungemein Leichtes, Bewegtes, das gefördert wird durch den blauweißen Ton des Wandbelages. Dagegen stören in allen Moscheen, wenigstens am Tage, die neßförmigen Leuchter, die bis etwa drei Meter vom Boden herabhängen.

Alle Kirchen Konstantinopels, man kann wohl sagen, des ganzen Orients, stellt die Hagia Sofia in Schatten. Sogar neben St. Peter in Rom und dem Dom zu Köln darf sich dieses Bauwerk sehen lassen,

zwar nicht an äußerer Größe, aber an Einheit des Ganzen und wegen der Harmonie der einzelnen Teile. Der gelbe Anstrich des Äußeren, die echt türkische Vernachlässigung an allen Ecken und Enden lassen leider keine rechte Freude beim Besuch dieses ehrwürdigen Tempels aufkommen. Vieles tut dem Auge weh, was spätere Geschmacklosigkeit angebracht oder geändert hat. Was würde ein hl. Johannes Chrysostomus sagen, wenn er die prächtige Kirche seiner Bischofsstadt in den Händen der Feinde des Christentums sähe? Sogar die Orientierung der Kirche haben sie geändert, indem alle Linien des Bodenbelags nach Mekka gerichtet sind und von der ursprünglichen Richtung nach Jerusalem abweichen. Für jeden betenden Türken ist der Platz auf dem Teppich bezeichnet, und es muß etwas Erhebendes sein, wenn Tausende den weiten Raum füllen.

Kein frommer Beter war zu sehen; aber wir hätten den Türken unrecht getan, wenn wir uns nach dieser Einzelbeobachtung ein Urteil über das religiöse Leben Konstantinopels gebildet hätten. Als wir nämlich später die große Suleiman-Moschee besuchten, war es geradezu ergreifend, mit welcher Andacht und Ehrfurcht Männer und Jünglinge das Gotteshaus besuchten, ihre Andacht verrichteten und wieder an ihr Gewerbe gingen. Das war an einem Mittwoch nachmittag gegen 4 Uhr. Draußen im schönen Vorhof wuschen sie sich zuerst Hände, Gesicht und Füße, ließen sich teilweise sogar etwas Parfüm geben und betraten dann schweigend die Moschee. An der Türe legten sie ihre Schuhe ab, stellten sie in eigens dazu angebrachte Behälter und begannen ihr Gebet, wobei sie genau die vorgeschriebenen Zeremonien in der Haltung des Körpers, den Verbeugungen bis zum Boden, dem Aufstehen und Niederknien beobachteten. Vorn neben der hl. Nische knieten zwei und lasen im Koran, halbblaut und summend, wobei der eine den Oberkörper pendelnd bewegte. Sonst war kein Laut zu vernehmen, da jeder Schritt der unbeschuhten Füße in den dicken Smyrna-teppichen unbemerkbar blieb. Das satte Rot der Hauptfarbe der Teppiche klang harmonisch mit den blau-weiß-roten Tönen der Wände und Bogen zusammen.

Wir sahen nur Männer, hatten aber beobachtet, daß auch Frauen durch ein Seitentor in die Moschee eintraten. Sie dürfen sich nicht im Schiff sehen lassen, sondern haben ihren Platz auf den verschiedenen Galerien, wo sie von unten unsichtbar bleiben. Das entspricht ganz der geringen Achtung, die der Islam der Frau entgegenbringt. Gesehstrene Türkinnen sieht man auf der Straße nur im Schleier, der bei vielen wie eine dichte Maske das Gesicht verhüllt. Manche Jungtürkin hat sich von diesem Zwang frei gemacht und kommt „europäisch“ daher. Aber soweit hat selbst die jahrhundertlang geknechtete und entrechtete Türkin das weibliche Empfinden noch nicht verloren, daß sie die heutige schamlose Mode der christlichen Länder in allem nachahmen wollte. Die Absonderung der Frauen und Männer im öffentlichen Leben geht soweit,

daß sogar in der Straßenbahn die Frauen für sich bleiben und die vordern Plätze einnehmen.

In unmittelbarer Nähe der Hagia Sofia liegt das Neue Museum; aber wir mußten wenigstens zehn Personen fragen, bis wir richtige Auskunft erhielten. Der eine wies uns ins Sanitscharen-Museum, der andere in den Sarai oder zuckte mit den Schultern über solche Fremden, die sich nur für alte Steine und dergleichen interessierten. Das entsprach so recht der Gleichgültigkeit des Türken gegen wissenschaftliche Fragen. Keine einzige größere Buchhandlung fanden wir in den Straßen. Bei den Jungtürken zeigt sich jedoch ein regeres Bildungsstreben. Der letzte, den wir nach dem Museum fragten, war zufällig der Direktor selbst. Er sprach fließend unsere Muttersprache. Als wir den alten Namen des Museums gebrauchten: „Kaiserliches Ottomanisches Museum“, erklärte er sehr energisch: „Es gibt hier kein kaiserliches Museum mehr; wir sind Republik.“

Die sehr reichhaltige Sammlung griechischer, hellenistischer, römischer und mittelalterlicher Altertümer hätte Stoff zu längerem Studium geboten. Nach langem Suchen fand ich endlich, was mich am meisten nach Konstantinopel gezogen hatte: jene Inschrift auf Stein, die einst an den Schranken zwischen dem Vorhof der Heiden und demjenigen der Juden im Tempel zu Jerusalem angebracht war. Sie verbietet in griechischer Sprache jedem Nichtjuden unter Todesstrafe das Betreten des Heiligtums. Auf diesen Buchstaben und diesem Steinblock haben also wiederholt die Augen unseres Heilandes geruht, wenn er über den Tempelplatz schritt. Diesen Stein hat die Gottesmutter gesehen, die Apostel haben die Inschrift gelesen, und um Pfingsten des Jahres 58 ist Paulus auf dem Tempelplatz verhaftet und von der fanatisierten Menge beinahe in Stücke gerissen worden, weil seine Feinde den Vorwurf gegen ihn erhoben, er habe diese Inschrift nicht beachtet und einen Heiden aus Ephesus mitgenommen in den Tempel Jahwes.

Daneben stand ein anderes ehrwürdiges Denkmal aus Jerusalem, die Siloak-Inschrift, eine der ältesten Originalurkunden aus dem alttestamentlichen Jerusalem. Auf ihr berichten die Arbeiter, wie sie beim Bau des Siloakanals von zwei Seiten her einen Stollen in den Berg trieben und in der Mitte zusammenstießen. Aber auch höchst lehrreiche Urkunden der Kulturgeschichte des östlichen Mittelmeeres und Kleinasiens waren in jenem Raume zusammengetragen. Eine davon berichtet, wie im Dezember 279 vor Chr. die Galater das griechische Nationalheiligtum zu Delphi bedrohten, wie dann Apollo selbst in der Schlacht erschien und den Feind abwehrte. Zum Dank sollen dem Gott in Kos und Delphi festliche Opfer dargebracht werden. Diese Galater zogen dann weiter nach Kleinasien, wo sie sich beim heutigen Angora niederließen. Der Apostel Paulus hat ihnen das Christentum gebracht und an sie den Galaterbrief gerichtet. Der hl. Hieronymus macht bei der Erklärung dieses Briefes die Bemerkung, die Sprache der Galater gleiche

derjenigen, die er einst in Trier gehört habe. Daß die Galater Kelten waren, ist sicher. Nach dieser Notiz sind sie sogar aus den Trierer Landen gekommen, und ehemalige Trierer haben die Ehre, vom hl. Paulus für Christus gewonnen worden zu sein. Der Brief, den er ihnen schrieb, gereicht ihnen nicht in jeder Beziehung zur Ehre.

Vieles ließe sich noch berichten über die Zeugen aus alter Zeit, die immer wieder beweisen, wie wenig sich die Menschen ändern. Da steht ein Marmorblock, der in vorchristlicher Zeit das Betreten der Olivenhaine verbot, wie heute an der Mosel die Weinberge zur Zeit der reifen Trauben nicht betreten werden dürfen. Da regelt ein anderer das Recht der Durchfahrt durch die Dardanellen. Da geben die Stadtväter von Milet auf einem zwei Meter hohen und etwa 70 Zentimeter breiten Marmorstein Kunde von ihrer Sorge um eine Stadtanleihe zur Ordnung der Finanzen. Da dankt die Stadt Knos auf Kreta im Jahre 222 vor Chr. feierlich dem tüchtigen Arzt Hermias dafür, daß er zur Zeit des Bürgerkrieges so gut für die Verwundeten gesorgt hat.

Pünktlich gab die Sirene der Lamartine das Zeichen zur Abfahrt. Waren wir bei der untergehenden Sonne angekommen, so verließen wir im goldenen Licht des frühen Morgens die Stadt, die uns so köstliche Stunden hatte erleben lassen. Wie zum Dank bot sie dem Auge nochmals die ganze Herrlichkeit ihrer Bauten und Naturschönheiten, als wollte sie dem Fremden beim Abschied sagen: Wenn du in meinen Straßen dieses und jenes gesehen hast, was dir nicht gefiel, bedenke, daß meine Kinder arm sind und seit langen Jahren aus einer Kriegsnot in die andere gerieten. Aber sie lieben mich als ihre Mutter und wissen, daß viele sie um diese Mutter beneiden.

Daß Konstantinopel dankbar ist, dankbarer als manche Stadt in christlichen Ländern, hat es durch das Denkmal Benedikts XV. bewiesen. Es erhebt sich im europäischen Stadtteil Pera. Der Papst hält eine Schriftrolle, wohl die Friedensenzzyklika, in der Hand. Die Inschrift am Sockel lautet: „Benedikt dem XV., der während des schrecklichen Weltkrieges ein Wohltäter aller ohne Unterschied der Rassen und Sprachen gewesen ist, errichtet vom Orient.“

Dieses Denkmal wird den kommenden Zeiten verkünden, wo allein noch wahre Menschlichkeit geherrscht hat, als die Völker in Haß und Neid vergessen hatten, daß sie Kinder desselben Vaters seien. Es lehrt zugleich, auf welchem Wege allein eine Annäherung zwischen Ost und West zu erreichen sein wird: zunächst muß die Liebe die Herzen gewinnen, ehe die Theologen sich darangeben, in dogmatischen Fragen sich zu verständigen.

Von Konstantinopel nach Smyrna.

Die Rückfahrt durch das Marmarameer und die Dardanellen ging trotz starken Gegenwindes rascher voran, weil wir jetzt in der Richtung

der Strömung führen. Es herrscht dort nämlich eine doppelte Strömung; in der oberen Schicht zieht das Wasser von Osten nach Westen, in der Tiefe dagegen von Westen nach Osten. Einige versunkene Schiffe, die noch halb aus dem Wasser ragten, bewiesen, daß dieses Wasser Untiefen und Schnellen hat, die gefährlich werden können.

Als wir endlich das *Kap Kum Kale* umfahren und nach Süden ins Ägäische Meer umbogen, hatte sich die Nacht herabgesenkt. Aber die Ebene Skamander, die das alte Ilion vom Meer trennt, konnten wir noch wahrnehmen und erlebten von neuem die Erinnerung an die Helden der Ilias. Dann aber leuchteten am Ufer die Signale bei *Troas Alexandria* auf. Trotz des Bedenkens, nachher die Reisegefährten im Schlaf zu stören, blieb ich allein auf Deck und war glücklich, an jenem Ort zu sein, der durch so erhebende Ereignisse im Leben des hl. Paulus geheiligt ist. Dort am Ufer bei Troas hat der Apostel jene Erscheinung gehabt, die ihn bewog, Asien zu verlassen: „Ein Mazedonier stand vor ihm und bat flehend: Komm nach Mazedonien herüber und hilf uns!“ (Apg. 16, 9). Das heidnische Europa mit seiner griechischen Philosophie und Kunst, mit seiner römischen Strenge und Organisation, mit seiner germanischen Naturkraft und Gemühtiefe hat diesen Mazedonier zu seinem Dolmetsch gemacht und Paulus nach Europa gerufen. In zwei Tagen hat dann der Apostel das Festland erreicht und dabei dasselbe Wasser durchfahren, auf dem wir nun bei sternheller Nacht dahinglitten.

Später ist Paulus nochmals nach Troas gekommen, einige Tage nach Ostern 58. Diesmal brauchte er fünf Tage für die Überfahrt und blieb eine ganze Woche bei der Gemeinde von Troas, für deren Eifer und guten Geist der Bericht im 20. Kapitel der Apostelgeschichte beredtes Zeugnis ablegt. Damals war es, als Paulus beim Sabbatgottesdienst predigte und dem jungen Eutychus, der in der Fensternische saß, die Augen vor Müdigkeit zufielen, sodaß er aus dem Fenster des Obergeschosses auf die Straße hinabstürzte, wo er tot liegen blieb. Paulus rief ihn ins Leben zurück. Eutychus aber ist so zum Patron aller geworden, denen das Mißgeschick begegnet, während der Predigt einzuschlafen. Den Prediger aber mag es trösten, daß sogar Paulus zu Troas einen schlafenden Zuhörer hatte. Ob es damals auch geschah, daß der Apostel bei seinem Freunde Carpus in Troas seinen Mantel, einige Bücher und Pergamentrollen liegen ließ, als er südlich weiter reiste? Timotheus hat ihm später die Sachen nach Rom gebracht.

Spät ging ich in dieser schönen Nacht zur Ruhe und schlief mit dem Gedanken ein: du darfst die ganze Nacht dem Kielwasser jener Barke folgen, die Paulus und Lukas und die andern apostolischen Männer von Troas und Assos nach Milet gebracht hat. Der Gedanke an Arion und Sappho, deren Heimat wir auf der Fahrt hätten sehen können, mußte daneben zurücktreten.

Am frühen Morgen umgab uns beim Erwachen die Bucht von Smyrna. Noch war die Stadt im Schleier der Morgendämmerung verborgen. Die umliegenden Berge trugen endlich einmal ein anderes Kleid als das graubraune Geröll und Felsgestein. Wenigstens die unteren Hänge waren mit Weingärten, Oliven- und Feigenbäumen bewachsen, und die freundlichen Städtchen am Ufer ließen erkennen, daß die Gegend viel stärker bevölkert ist als andere Teile der kleinasiatischen Küste. In ihrer vollen Pracht stieg die Sonne hinter den Bergen der Küste empor und warf ganze Lichtgarben von Purpur und Gold über die terrassenartig hingelagerte Stadt und die Bucht. Besser als alle Versuche unseres Lehrers am Gymnasium ließ mich dieser Augenblick verstehen, warum Homer so gern den bildhaften Ausdruck „rosenfingerige Morgenröte“ gebraucht, wenn in seinem Epos ein neuer Tag beginnt. Der Dichter war sehr wahrscheinlich in Smyrna geboren und hat oft solch schöne Sonnenaufgänge erlebt.

Smyrna ist heute die einzige Großstadt an der Küste Kleinasiens, wo im Altertum ein prächtiger Kranz blühender Städte lag. Es bestand schon im elften vorchristlichen Jahrhundert. Zur Zeit Christi und der Apostel hatte jedoch die Nachbarstadt Ephesus bei weitem die größte Bedeutung unter den kleinasiatischen Städten. In Ephesus hat Paulus drei Jahre gewirkt; Johannes hat daselbst sein Evangelium geschrieben, und viele nehmen an, daß die Muttergottes in Ephesus gestorben sei. Auch Anna Kath. Emmerich spricht davon, sichere Beweise fehlen jedoch.

Die Christen von Smyrna sind jetzt noch stolz auf das hohe Lob, das ihre Gemeinde im zweiten Kapitel der Apokalypse geerntet hat, weil die Smyrner trotz Armut und Not und jüdischer Schmähung dem wahren Evangelium die Treue bewahrt hatten. Das schöne Wort: „Sei getreu bis in den Tod, so will ich dir die Krone des Lebens geben“, ist zuerst an die Christengemeinde von Smyrna gerichtet worden (Offb. 2, 10). Die Gemeinde des so sehr bevorzugten Ephesus dagegen wird von Johannes scharf getadelt: „Ich habe an dir auszusetzen, daß du deiner ersten Liebe untreu geworden bist. Bedenke, von welcher Höhe du herabgesunken bist. Belehre dich und tue deine ersten Werke wieder, sonst werde ich über dich kommen und deinen Leuchter von seiner Stelle rücken“ (Offb. 2, 4—5).

Es ist fast wie eine Erfüllung dieser Drohung, wenn heute Ephesus nur mehr eine Ruinenstätte ist. Die Zeit erlaubte uns den Abstecher dorthin von Smyrna aus nicht. Auch riet uns eine mit den örtlichen Verhältnissen gut bekannte Ordensschwester davon ab, weil es zu gefährlich sei wegen der Stimmung gegen die Fremden. Gar zu gern hätte ich eine Weile in den Trümmern jener Stadt zugebracht, wo Paulus und Johannes für den Herrn gearbeitet haben. Nirgendwo wird einem so handgreiflich klar, wie auf den Ruinen der einst so blühenden kleinasiatischen Kirche, daß das Christentum für jede Generation nicht

nur eine göttliche Gabe, sondern auch eine persönliche Aufgabe ist, von deren gewissenhafter Lösung es abhängt, ob für eine bestimmte Gegend das Verheißungswort Jesu bei Matthäus gilt: „Die Pforten der Hölle werden sie nicht überwältigen.“ Nichts wäre verkehrter, als aus diesem Versprechen des Stifters der Kirche ein Ruhelissen der eigenen Bequemlichkeit zu machen.

Je näher unser Schiff dem Hafen kam, umso mehr trat in dem von fern so herrlichen Bild der Stadt Smyrna ein düsterer Schattenstrich hervor. Das gesamte griechische Stadtviertel ist eine einzige Ruine. Nicht ein Haus haben wir beim Durchwandern der Straßen gefunden, das unverfehrt geblieben wäre. Die Außenmauern stehen teilweise noch, aber aus den Fensterhöhlen schaut das Grauen. Das Unglück kam über die Stadt, als 1922 die Griechen im Kampfe mit den Türken sich zurückziehen mußten. Ein Ordensmann, der jene Schreckenstage miterlebt hat, erzählte uns schauerliche Einzelheiten. Gerade das Griechenviertel war mit Flüchtlingen dicht gefüllt, als das Feuer an allen Ecken und Enden zu wüten begann. Als der Pater mit seinem Obern aus dem brennenden Hause flüchten wollte, suchte man sie sogar daran zu hindern. Die griechische Kathedrale *St. Photini*, der bekehrten Samaritanerin geweiht, sowie das daneben liegende Palais des griechischen Erzbischofs boten ein Bild, das mich an die Ruinen von Himmerod erinnerte. Fast wie durch ein Wunder ist die Kirche des Stadtpatrons, des heiligen Polycarp, erhalten geblieben. Als wir eintraten, wunderte ich mich, daß hinter der Türe zur Sakristei ein Revolver lag, erfuhr aber bald, daß dieser Selbstschutz in dem Ruinenviertel immer noch nötig sei. Obschon mehrere Jahre vergangen sind, ist so gut wie nichts geschehen zum Aufbau. Die Türken haben kein Interesse an der Rückkehr der verhassten Griechen, diese selbst sind zu arm, um ihr Heim neu erstehen zu lassen. Daß ohne strategische Notwendigkeit im 20. Jahrhundert der Haß zweier Völker Ruinen dieser Art schafft und jahrelang liegen läßt, beweist, wie wenig dieses Jahrhundert über jene Zeiten hinausgekommen ist, die einst Trier zu einem ähnlichen Trümmerhaufen machten.

Weil es Freitag war, blieben alle Geschäfte geschlossen, und da wir kein türkisches Geld mehr hatten, kamen wir in einige Verlegenheit, aus der uns ein Beamter der deutschen Orientbank heraushalf, indem er privatim uns einige Pfund wechselte. Die Männer saßen im Schatten oder in den Wirtschaften zusammen, plauderten und politisierten, verzehrten aber kaum etwas, wie der Orientale überhaupt sehr genügsam ist. Auch auf dem Schiffe nahmen die orientalischen Mitreisenden selten Wein, obwohl er in den Preis eingerechnet war. Das Verbot des Weingenußes durch die Religion Mohammeds hat auch viele Christen zur Enthaltksamkeit bewogen.

Wir waren bemüht, recht viel von Smyrna zu sehen, und mieteten deshalb einen Wagen. Gleich beim Aussteigen aus der Barke empfing uns ein junger Mann mit echt türkischem Typ, gab uns über alles

Auskunft, regelte sofort die Paßfrage, holte einen Wagen herbei und gab dem Kutscher Anweisung, wohin er uns zu bringen habe. Das geschah mit einem Schneid, und seine Befehle wurden so widerspruchslos entgegengenommen, daß ich dem Manne meine Verwunderung aussprach und ihm für seine Hilfe besonders dankte. Seine Antwort war: „Sie sind Deutsche, das tue ich aus Liebe zu Ihrem Volke.“ In der Fremde tut ein solches Wort doppelt wohl, auch wenn ein Türke es spricht.

Drei Stunden saßen wir nun in glühender Sonnenhitze in unserem Gefährt, dessen zwei Pferdchen sich redlich bemühten, uns möglichst weit zu bringen. Erst ging es hinauf zum festungsgekrönten *Mont Pagus*. Dort oben liegt auch das Stadium, das am meisten Anziehungskraft auf uns ausübte. Dort starb nämlich Smyrnas größter Heiliger, Bischof Polycarp, einer der bedeutendsten Männer des apostolischen Zeitalters. Irenäus berichtet so herzlich treu von ihm in einem Briefe an seinen Freund Florinus: „Ich könnte dir noch das Plätzchen zeigen, wo der selige Polycarp gefessen hat, wenn er uns das Gotteswort verkündete. Es ist mir, als höre ich ihn jetzt noch, wie er von seinem Verkehr mit dem hl. Johannes und den andern, die den Herrn gekannt haben, berichtete, wie er uns alles erzählte, was jene ihm von der Lehre und den Wundertaten des Herrn mitgeteilt hatten.“

Dort oben auf der Bergeshöhe im Anblick des blauen Himmels und des Meeres hat der 86jährige Greis im Jahre 155 den Scheiterhaufen bestiegen, um für Christus Zeugnis abzulegen. Herder hat die Szene anschaulich geschildert, und ich will versuchen, seine Worte zu wiederholen, während unser Dampfer durch die sternhelle Nacht an der Küste Kleinasiens dahinfährt:

Sie trugen Holz zusammen, und mit Wut
Ward er ergriffen. „Freunde,“ sprach er, „hier
Bedarf's der Bande nicht. Wer dieser Flamme
Mich würdigte, der wird mir Mut verleihn.“
Und legte still den Mantel ab und band
Die Sohlen seiner Füße los und stieg
Hinauf zum Scheiterhaufen. Plötzlich schlug
Die Flamm' empor, umwehend ringsum ihn
Gleich einem Segel, das ihn kühlele,
Gleich einem glänzenden Gewölbe, das
Den Edelstein in seine Mitte nahm
Und schöner ihn verklärte; bis ergrimmt
Ihm eine freche Faust das Herz durchstieß.
Er sank, es floß sein Blut, die Flamm' erlosch,
Und eine weiße Taube flog empor.“

Wo solches geschehen ist, sollte man niederknien und Gott danken, den gleichen Glauben als größte Gottesgabe empfangen zu haben. Dieser Greis war dabei ein Mann, der sogar dem Papste gegenüber offen und frei seine Ansicht im Osterfeststreit vertrat, als er kurz vor seinem

Tode mit diesem darüber verhandelte, ob auch der Orient die römische Praxis einführen solle.

Einigen Kollegen, die zu Fuß den Berg hinafstiegen, um das Stadium zu besuchen, gestatteten die Türken den Zutritt nicht. Jenseits der Höhe gelangten wir bald auf guter Straße ins St. Annental, wo die romantischen Reste einer alten Wasserleitung erhalten sind. Sie gleichen von weitem bei dem Staubecken den Resten der römischen Thermen in Trier. Daneben überspannt die Karawanenbrücke das steil abfallende Tal. Gerade in dem Augenblick, als wir die Brücke überfahren, kam uns von drüben her eine Kamelkarawane entgegen; voran ritt der Führer auf einem Esel. Der Mann war nicht mehr jung, sein Gesicht scharf geschnitten und braun wie altes Leder. Schweigend ritt er an den Fremden vorbei, und die Kamele schauten gleichgiltig ins Weite, ohne sich irgendwie an den vorüberjagenden Wagen zu stören. Ob es stumme Ergebung ins harte Geschick oder aber stolze Verachtung ist, was im Blick eines wandernden Kamels liegt, ist schwer zu sagen.

Mitten aus dieser echt orientalischen Stimmung kamen wir nach einigen hundert Metern in europäische Umgebung. Hier, vier Meilen von Smyrna entfernt, in landschaftlich schöner Lage, erhebt sich seit einigen Jahren das große „Internationale Kolleg“, eine amerikanische Stiftung. Der Dekan der Anstalt, Rev. Dr. Reed, zeigte uns in lebenswürdigster Weise die in jeder Beziehung mustergiltigen Einrichtungen der Hochschule und unterrichtete uns über ihre Ziele. Vor dem türkisch-griechischen Kampf von 1919—1922 setzten sich die Besucher der Anstalt aus Armeniern, Griechen und Türken zusammen. Nach den Greueln von 1922 bilden die Türken 90 vom Hundert der Bevölkerung, und die Schüler sind ausschließlich Türken. Gegenwärtig beläuft sich ihre Zahl auf 297, wovon 231 im Internat leben. Diese Anstalt soll eine langsame, aber stetig wachsende Stärkung des englisch-amerikanischen Einflusses in der Türkei sichern, wie es die amerikanische Universität in Beirut schon lange für Syrien tut. „Wir wollen keine Proselyten machen unter der türkischen Jugend,“ erklärte uns der Dekan, „aber wir wollen Vorurteile beseitigen und den jungen Männern des Islam durch unser Leben zeigen, was das Christentum ist.“ In einer mit der Anstalt verbundenen Farm soll die ländliche Bevölkerung zu besserer Ausnutzung des Bodens angeleitet werden. Ausgedehnte Sportplätze tragen der Bedeutung der Leibesübungen im neuen Erziehungssystem Rechnung. Die Schule betrachtet es als ihr Verdienst, die kleinasiatische Jugend mit dem Fußball bekannt gemacht zu haben, und der Dekan hörte es gern, als wir ihm sagten, daß wir auf der Herfahrt überrascht gewesen seien, Smyrnenser Jungen als leidenschaftliche Fußballspieler zu sehen.

Im weiten Bogen umfahren wir den Mont Pagus und freuten uns, am nördlichen Abhang zwischen dunklen Zypressen über einem

freundlichen Eingang die Inschrift zu lesen: „Deutscher Friedhof“. Ein stilles Gebet galt den Brüdern und Schwestern, die hier in fremder Erde dem ewigen Morgen entgegenschlummern. Endlich brachte uns der Wagen auf der über zwei Kilometer langen Hauptstraße Smyrnas zur Abfahrtsstelle am Hafen zurück. Unterwegs hatten wir Gelegenheit, die liebevolle Sorge des Orientalen für seine Tiere zu beobachten. An einer Quelle warteten mehrere Gespanne und Reittiere auf den erfrischenden Trunk. Erst gab es einen kleinen Streit zwischen dem Kutscher und einem Eselsreiter, der sich mit seinem Langohr vordrängen wollte. So war es ja schon im Alten Testament bei den Knechten Abrahams und Lots, bei Rachel und den Töchtern Jethros. Dann kühlte der Mann zuerst sorgsam die Pferde ab, damit ihnen das kalte Wasser nicht schade, tränkte sie und stillte dann erst den eigenen Durst. Geradeso handelte sein Junge, der neben ihm sitzend die Fahrt mitmachte.

Gegen Abend des 19. September verließen wir die Bucht von Smyrna, um westwärts nach der Hauptstadt Griechenlands zu steuern.

In der Hauptstadt Griechenlands.

Einen großen Teil der Inselwelt des Ägäischen Meeres hatten wir auf der Fahrt nach Konstantinopel und Smyrna kennen gelernt. Darum war es nicht so unangenehm, jetzt eine Nachtfahrt von Kleinasien's Küste nach Griechenland machen zu müssen. Bei Tagesanbruch des 20. Sept. erkannten wir bald im Morgennebel die kahlen Höhen Euböas wieder.

Vom Kap Sunium, der Südspitze Attikas, grüßte die herrliche Ruine des Poseidontempels über die im Sonnenlicht glitzernden Fluten herüber. Es war wie eine klassische Duvertüre zu dem nun beginnenden Spiel alter Erinnerungen und neuer Erkenntnisse. Wie muß der gewaltige Tempel auf die Seefahrer gewirkt haben, als er noch in ursprünglicher Schönheit den Berggipfel krönte. Das Heiligtum Poseidons brachte ihnen zum Bewußtsein, was ihnen jeder Tag von neuem bestätigte: Auf dem Meere zeigt sich der Mensch in seiner erhabenen Größe als Beherrscher der Elemente, die er in seinen Dienst zwingt, aber auch in seiner völligen Abhängigkeit und Hilflosigkeit, wenn ein Höherer den Elementen Macht verleiht, den übermütigen Menschen an die Grenzen seines Könnens zu erinnern. „Wenn du die Sünder strafen willst, ist alles wider sie bereit.“

Zur Linken begleiten uns die Berge Aiginas. Dann taucht Salamis, die vielgepriesene Insel, auf, in deren Gewässern ein so ruhmvolles Blatt der griechischen Geschichte geschrieben werden konnte. Es war gerade der Jahrestag der Seeschlacht von Salamis. Das Feldherrngeschick des Themistokles wird einem sofort klar, wenn man sieht, in welche Falle er die Flotte des Xerxes gelockt hat. Dieser war selbst seines Sieges so gewiß, daß er drüben auf der Höhe von Korydalos sich einen silbernen Thronessel hatte aufstellen lassen, von dem herab er

dem erhofften Triumph seiner Schiffe zuschaute, jedoch Zeuge ihrer Niederlage wurde.

Genau wie heute noch in Griechenland, so war damals schon der Zwist und Neid der Parteien das Krebsübel des Landes. Durch Urteilspruch des Scherbengerichtes war der tüchtige Aristides des Landes verwiesen und nach Agina verbannt worden. Am Tage der Entscheidung des Schicksals seines Vaterlandes war er dennoch nach Salamis herübergekommen und sprach das schöne Wort zu Themistokles:

„Wir beide sollen zu jeder Zeit, besonders aber jetzt, um den Vorrang ringen, wer von uns dem Vaterland am meisten Segen stiftet.“
Dächten die Führer der politischen Parteien allenthalben so, es stände besser in manchem Lande, auch wenn keine glänzenden Waffensiege errungen werden wie bei Plataä und Mykale. Kleinliche Eifersucht auf der einen, lächerliche Großtuerei auf der andern Seite hat damals Griechenland um den Erfolg seiner Siege gebracht und endlose Bruderkriege heraufbeschworen.

Immer näher rückt Phaleron und der Piräus; immer klarer hebt sich die Akropolis neben dem graubraunen Hymettus ab. Rechts überragt der schöngeformte Keil des Lykabetos Landschaft und Stadt mit seiner Georgskirche. Ein militärisches Seeflugzeug umfliegt den Dampfer und gibt Proben seiner Geschicklichkeit. Im Hafen ist neben den englischen und griechischen Schiffen auch wieder das eine oder andere deutsche Handelsschiff zu sehen. Infolge der Änderung des Reiseplanes hatten wir die langweilige Quarantäne vermieden. Wie wir erfuhren, waren zwei oder drei Cholerafälle in der Hafenstadt festgestellt und dadurch die Vorsichtsmaßregeln veranlaßt worden. Wir konnten ungehindert in die Stadt gehen, nachdem wir statt unseres Passes eine Erkennungsmarke erhalten hatten.

Rasch brachte uns die elektrische Bahn aus dem Piräus nach dem einige Kilometer entfernten Athen. Am Fuße der Akropolis, die ja allein die meisten Fremden nach Athen lockt, stiegen wir aus und standen bald auf halber Höhe des Berges vor dem sogenannten Tempel des Theseus, einem der besterhaltenen griechischen Tempel. Mit einer gewissen Ehrfurcht betritt man seine Vorhalle. Die Patina von zweieinhalbtausend Jahren liegt auf diesem Marmor. Wie bei allen griechischen Tempeln, so war auch hier nicht ein Raum für eine betende oder opfernde Gemeinde geschaffen, sondern eine großartige Umrahmung des Götterbildes in der kleinen Zelle. Kartenverkäufer, Photographen und allerlei Bettlergestalten lagerten auf den Treppen und in den Hallen.

Über einen marktähnlich geebneten Platz hinüber führt der Weg weiter aufwärts. Linkerhand steigt der Nymphenhügel empor, von einer Sternwarte überragt. Sie versucht klassische Formen nachzuahmen, verriät aber in jeder Linie das traurige Epigontum unserer Zeit gegenüber den Geschlechtern, die Athens Blüte erlebt haben. Durch eine leichte

Einbuchtung ist der Pnyx vom Nymphenhügel getrennt. Noch ist der nach der Stadt hin halbrund eingefasste Raum der Volksversammlungen wahrzunehmen. Vielbewunderte Redner, zielbewusste Politiker, aber auch eigensüchtige Demagogen haben dort einst das stolze Athen mit sich fortgerissen, aufwärts oder abwärts.

Sonnenverbrannt, mit Disteln und Dornen und allerlei Unkraut bewachsen, wo ein Fleckchen Humus noch nicht vom nackten Gestein fortgewaschen ist, steigt gegenüber der Areopag empor. Uns war seine in der Mittagsglut flimmernde Felsenhöhe der heiligste Ort des alten Athen; denn hier hinauf war der Apostel Paulus gestiegen, als er auf seiner zweiten Missionsreise das Christentum nach Europa brachte. Auf dem Markt dort unten, wo er täglich in den freien Stunden zum Volke sprach, hatten ihn die zünftigen Philosophen Athens eingeladen, zum Areopag hinaufzukommen und in ihrem erlauchten Kreise sich über seine Lehre auszuweisen. Paulus hatte in Jerusalem zu den Füßen Gamaliels akademische Bildung genossen und brauchte vor der Einladung nicht zu erschrecken. So hielt er denn oben auf dem Hügel des Areopags seine vielbewunderte Rede, deren Leitgedanken uns die Apostelgeschichte im 17. Kapitel überliefert hat. Mit wahrer Meisterschaft hat der Apostel die ewigen Wahrheiten des Christentums in die Sprache und Form hellenistischer Philosophie gegossen. Dennoch erntete er nur einen Mißerfolg. Ein „Redner“ war Paulus nie; vielleicht hat die Art seines Sprechens zu den spöttischen Bemerkungen unter seinen Zuhörern Anlaß gegeben. Aber die tieferen Gründe der Ablehnung waren andere. Diese Philosophen Athens waren sich bei ihrem Subjektivismus selbst die letzte Instanz im Urteil über Wahrheit und Irrtum, mußten deshalb folgerichtig eine Lehre abweisen, die auf Offenbarung beruhte und Glauben an die unbedingte Autorität eines sich offenbarenden Gottes forderte. Dazu kamen die unbequemen Normen sittlicher Art, wie sie die neue Lehre aufstellte. „Darüber wollen wir dich ein andermal hören,“ erklärten die Zuhörer und verschoben damit die Sache im wahren Sinne „ad calendas graecas“.

Diese Areopagrede des hl. Paulus lasen wir laut vor an der Stelle, wo sie gehalten wurde. Es war ein unvergeßlicher Augenblick. Dann kletterten wir auf halsbrecherischer Treppe auf der der Akropolis zugekehrten Seite des Hügel hinab, um jenseits der Straße zu den Propyläen emporzusteigen. Von allen Enden kamen die Photographen herbei, um den historisch bedeutsamen Moment auf der Platte und im Lichtbild festzuhalten, da wir das Glück hatten, diese Stufen zu betreten. Die geschäftseifrigen Leute konnten gar nicht begreifen, daß wir so wenig Sinn dafür hatten, da doch Herr Miller aus Chicago und Herr und Frau Schmitz aus Köln mit Familie Meyer aus Berlin gleich bereit waren, sich neben klassischen Säulen verewigen zu lassen.

Im Leben des einzelnen bleibt zweifellos die Stunde denkwürdig, die er an dieser Stätte verbringen durfte. Denkmäler, die so wichtig



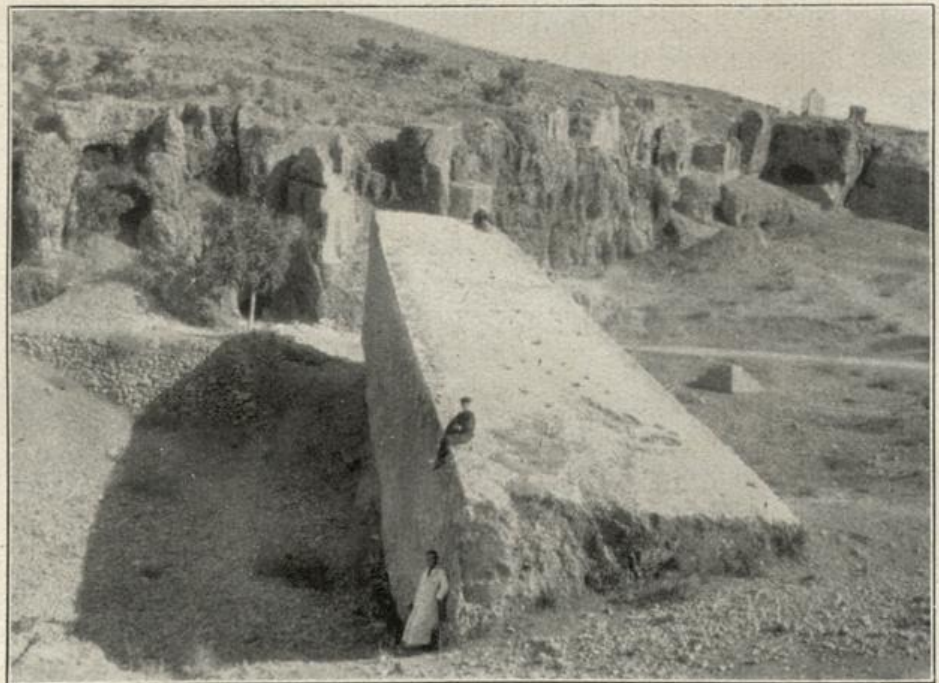
Zeder auf dem Libanon



Königsgräber von Byblos (S. 39–40)



Tempelruinen zu Baalbek (S. 43-44)



Der größte Mauerstein der Welt (S. 43)

wie die Säulen der Propyläen und des Parthenons, so leicht und zierlich, wie das Tempelchen der Nike, so harmonisch und zauberhaft wie das Erechtheion seit den Tagen des Perikles und all der großen Männer jener glanzvollen Zeit zum Himmel emporragen, sucht man vergeblich anderswo auf Erden so nahe nebeneinander. Auf der Akropolis sah sich die griechische Kunst vor eine Aufgabe gestellt, die ebenso schwierig wie dankbar erschien. Die Lösung ist das, was wir allzeit als „klassische Kunst“ bezeichnen werden. Was muß das für eine Pracht gewesen sein, als alles noch unverehrt da stand, als Helm und Lanzenspitze der Athene weithin über Land und Meer funkelten, als sich zwischen den Statuen und Säulen die Beherrscher der Inseln und die Leuchten der Wissenschaft bewegten.

Als ich auf den Stufen des Parthenons stand, um das herrliche Bild mit Ruhe zu genießen und tief ins Gedächtnis einzuprägen, mußte ich zweimal anhören, was ein englisch sprechender Fremdenführer seinen beiden andächtig lauschenden Opfern vom Parthenon zu berichten wußte. Er nannte einige Namen und Zahlen aus der Zeit der Erbauung und fügte dann bedeutsam hinzu: „Dann haben die Römer und die Kirche das alles zerstört, wie Sie sehen.“ Daß sich die Kirche an dieser Stätte als Feindin der Kunst und Barbarin mußte beschimpfen lassen, empörte mich so, daß ich dem gelehrten Bärenführer am liebsten an den Kragen gesprungen wäre. Alban Stolz macht zwar irgendwo seine Randbemerkungen über „Kirche und Kunst“ und behauptet, die Pflege der Kunst gehöre nicht zum Wesen des Christentums. Das ist an sich richtig. Aber er verkennet den hohen erzieherischen Wert der Kunst. Unsere Liturgie ist vollendete Kunst, soll es wenigstens sein. Und wenn zwischen Kunst und Religion so wenig Berührungspunkte beständen, hätte wohl Gott selbst nicht so genaue Einzelvorschriften über die künstlerische Ausschmückung des heiligen Zeltes und seiner Geräte gegeben. Die Kunst muß sich aber bewußt bleiben, daß für sie die sittlichen Normen nicht aufgehoben sind, sonst wird sie zur Verderberin statt zur Priesterin. Athen und die griechische Kunst überhaupt liefern den Beweis dafür. Als das Volk noch sittlich stark und gesund war, als die Künstler noch Verantwortungsbewußtsein besaßen, wurde auch in der klassischen Kunst das Nackte nach Möglichkeit vermieden, nicht als ob es an sich böse wäre, sondern in schonender Rücksicht auf die sittlich geschwächte Menschennatur. Erst zur Zeit des Verfalles von Sitte und Kunst ist das in Griechenland anders geworden. Als der schöne und nicht mehr der gute Mensch zum Ideal des Griechen geworden war, ging Griechenland an Schönheit und Kraft zugrunde. Wer die Geschichte kennt, mag die Anwendung auf die Gegenwart selbst machen.

Von der Höhe der Umfassungsmauern der Akropolis genießt das Auge nach allen Himmelsrichtungen entzückende Ausichten. Vor den Block des Hymettus hingelagert, dehnt sich das neue Stadion aus. Näher am Fuße des Tempelberges stehen in stummer Einsamkeit die

letzten Säulen des großen Tempels Hadrians. Eine ist noch nicht lange gestürzt und hat sich tief in die Erde eingewühlt. An diesem Tempel, einem der größten der Welt, wurde 33 Jahre länger gebaut als am Kölner Dom. Als er 135 n. Chr. eingeweiht wurde, feierten die Christen bereits in Athen ihre hl. Geheimnisse, die bald alle Herrlichkeit des heidnischen Götterkultes in den Schatten stellen sollten.

An der südlichen Langseite ist unter der Akropolis das große Dionysostheater eingebaut. Seine Mauern haben einst die Uraufführung der unsterblichen Werke eines Sophokles und Aischylos erlebt. Im Felsen ist eine Grotte bemerkbar, von der schon Pausanias spricht, jetzt ein Heiligtum der Gottesmutter. Das Theater des Herodes ist nicht mehr rein griechisch. Seine Formen verraten bereits römischen Einfluß und deuten den Verfall der klassischen Kunst an.

Trotz aller ästhetischen Vollendung lassen die Prachttempel der Akropolis das gläubige Gemüt unbefriedigt. Alle Harmonie der Form vermag das eine nicht zu ersetzen, was das ärmste katholische Dorfkirchlein dem gottsuchenden Menschen vermittelt: das selige Bewußtsein der persönlichen Gegenwart Gottes. Paulus selbst hat diesen Gedanken in seiner Rede auf dem Areopag anklingen lassen, als er die Philosophen darauf hinwies, die Gottheit sei nicht Menschenwerk aus Gold oder Silber oder Stein in kunstvoller Bearbeitung (Apg. 17, 29).

Nach dem Besuch des alten Athen auf der Bergeshöhe und am Fuße der Akropolis wollten wir auch das neue Athen sehen. Ein schärferer Gegensatz läßt sich schwer so dicht beieinander denken. In den Straßen der Hauptstadt Griechenlands ist es entseßlich prosaisch. Vor Staub konnte man kaum die Augen aufhalten. Keine Spur von künstlerischen Rücksichten bei Anlage der Straßen und Häuser! In der Hauptstraße herrschte ein fürchterliches Schreien und Drängen zwischen den Kaufbuden links und rechts. Fast niemand verstand eine andere Sprache als Neugriechisch. In dieser Beziehung scheint der Grieche hinter dem Türken zurückzustehen. An allen Vitafasssäulen und Bretterwänden warb eine Athener Tageszeitung durch große Plakate um neue Leser oder vielmehr die hinter der Zeitung stehende Partei um neuen Anhang. Das Versprechen, stets ihren Beziehern Nachricht über das Neueste im Inland und Ausland zu geben, sowie die vielen Müßiggänger auf den Straßen deuteten darauf hin, daß doch noch eine gewisse Verwandtschaft zwischen vielen Athenern aus dem ersten und denen aus dem zwanzigsten Jahrhundert besteht. In der Apostelgeschichte steht nämlich der Satz: „Alle Athener mitsamt den dort wohnenden Fremden hatten für sonst nichts Zeit, als Neuigkeiten zu erzählen und zu erfahren“ (Apg. 17, 21).

Von Athen nach Beirut.

Es war spät am Abend geworden, als wir zum Schiffe zurückkehrten, wo immer noch die Maschinen ratternd allerlei Waren einluden oder aus den Abgründen der unteren Schiffsräume herausholten. Während der Nacht erhob sich auf der Fahrt vom Piräus nach Rhodus ein heftiger Sturm, der den folgenden Tag anhielt. Am Abend waren noch drei Mann im Speisesaal, einer davon verschwand während der Mahlzeit ziemlich eilig. Eine alte Griechin, deren Mundwerk vorher wie eine Weckeruhr unerbittlich dazwischenrasselte, wenn man sich etwas Ruhe gönnen wollte, stöhnte und jammerte, als ob ihr letztes Stündlein geschlagen hätte.

Wie ein echter Schalk, war das Meer, als wir uns Rhodus näherten, wieder spiegelglatt. Die Insel dürfte, von der Hafenseite gesehen, die schönste im ganzen Mittelmeer sein. Unser italienischer Kollege war ganz stolz darauf und begeisterte sich noch mehr, als wir zwischen zwei italienischen Kriegsschiffen in den Hafen einfuhren. Auf dem einen hatten die Matrosen große Wäsche, während das zweite, ein Kreuzer mit schweren Geschützen, zum Gefecht klar machte. Ob wegen der Ebbe oder wegen nicht genügender Wassertiefe im allgemeinen unser Schiff nicht näher ans Land fuhr, habe ich nicht festgestellt. Die Barkenruderer waren gleich zur Stelle und taten hocheifrig, als wir ihnen die Hälfte des Betrages anboten, den sie zunächst forderten.

Rhodus trägt noch ganz das Gepräge der mittelalterlichen Seefestung, zu der es die Johanniter gemacht haben, als sie sich aus Palästina hierher zurückziehen mußten. Die Mauern sind ziemlich gut erhalten. Vom alten Kolos von Rhodus werden nur mehr die Fundamente gezeigt. Der Besuch der Stadt ist überaus lehrreich. Die italienische Verwaltung hat vieles wiederhergestellt und ein Museum eingerichtet, sorgt auch gut für Reinlichkeit in den Straßen. Überall begegnet man den aufgeschichteten schweren Steinkugeln, die einst zur Verteidigung der Festung dienten. Die Ritter haben in der verhältnismäßig kurzen Zeit, während welcher sie Herren der Insel waren, Erstaunliches geleistet als Soldaten und ebenso als Schützer und Pfleger der Pilger. Die guterhaltene Ritterstraße weist Hospitäler der verschiedenen Nationen auf.

Eine Pulverexplosion hat leider im vorigen Jahrhundert den Palast des Großmeisters zerstört, und da die Türken damals noch Rhodus beherrschten, ist nichts zur Wiederherstellung geschehen. In den Ruinen ist heute ein Gefängnis eingerichtet. Die italienische Wache durfte uns nur einen kurzen Blick durch die enge Pforte gestatten. Fast uneinnehmbar erscheinen die Außenwerke nach der Landseite hin mit ihren gewaltigen Mauern und tiefen Gräben. Eine ebenso einfache wie praktische Vorrichtung, einer Baggermaschine nicht unähnlich, diente dazu, Wasser aus den tiefergelegenen zu den oberen Festungswerken emporzuschaffen.

Buntes Leben herrschte in der Bazarstraße, ein Gemisch von Orient und Okzident.

Hier in Rhodus hat der Apostel Paulus kurzen Aufenthalt gehabt, als er im Frühsommer 58 nach Jerusalem reiste. Das Paulustor am Hafen hält die Erinnerung daran wach. Wir gedachten schon zum Dampfer zurückzufahren, hatten aber einige Kollegen in den engen Gassen verloren. Da kam atemlos der Venezuelaner dahergestürzt und meldete, das Schiff fahre ab, es habe bereits zweimal Signale gegeben. Die Aussicht, auf Rhodus sitzen zu bleiben, während die „Lamartine“ nach Syrien fuhr ohne uns, war trotz aller Schönheit der Insel wenig verlockend. Einige französische Offiziere waren ebenfalls an Land gegangen. Als ich ihnen die Alarmanachricht weitergab, sprangen sie in die erste beste Barke und ließen sich so rasch wie möglich zum Dampfer rudern. Ob es die Besorgnis war, es möchten ihnen die Lorbeerkränze auf dem Hauran, dem Drusengebirge, entgehen, oder ob soldatische Pünktlichkeit allein maßgebend war, konnte ich nicht entscheiden. Jedenfalls standen wir selbst ratlos bei unserer Barke und warteten in kameradschaftlicher Treue auf die verirrteten Kollegen, die inzwischen irgendwo friedlich eine Tasse Kaffee tranken, weil sie nichts von der drohenden Gefahr eines versäumten Anschlusses ahnten.

Für die ausgestandene Angst wurde ich etwas entschädigt, weil ich Zeuge einer Abschiedsszene wurde, die jener in vielem gleich, die sich im Hafen von Milet abspielte, als Paulus sich von den Ältesten trennte. Mehrere Glieder einer einheimischen Familie hatten wohl eine große Reise vor. Die Angehörigen begleiteten sie bis zum Hafen. Dort begann nun ein Weinen und Wehklagen, ein Umarmen und Küssen, als ob in Ewigkeit kein Wiedersehen zu erhoffen sei. Eine besonders treue Freundin fuhr sogar mit bis ans Schiff und wäre beinahe ins Meer gefallen, weil sie sich gar nicht trennen konnte.

Unsere Sorge war gottlob unbegründet. Die Signale hatten nicht uns, sondern den säumigen Rhodiern, die noch Postpakete herbeizuschaffen hatten, gegolten. So blieb nach der Rückkehr an Bord Gelegenheit, dem Scharfschießen des italienischen Kreuzers zuzuschauen. Jeder Schuß ließ sich kontrollieren, da die schweren Geschosse mächtige Wassersäulen aufwarfen, wenn sie näher oder ferner vom sich bewegenden Ziele einschlugen. Im allgemeinen zielten die Matrosen gut, und die Salven der Schiffskanonen rollten wie Donner über die Insel und das friedlich daliegende Meer.

Friedlich verlief auch die weitere Fahrt, die uns um Cypem herum von Süden her nach Larnaka brachte. Der Apostel Paulus war auf seiner ersten Missionsreise in dem etwas nördlich gelegenen Hafen von Salamis auf Cypem gelandet und hatte dann mit Barnabas und Markus die ganze Insel von Ost nach West durchwandert. Später hat er von Rhodus aus den gleichen Weg um Cypem herum zu Schiff gemacht, den wir nun fuhren, mußte aber öfter halten, weil ihm kein

Ozeandampfer, sondern höchstens ein Segler zur Verfügung stand. Larnaka lag so öde und reizlos am flachen Ufer, daß keinen von uns die Lust anwandelte, die nicht unbeträchtliche Strecke bis ans Land zu rudern, um den Ort zu besichtigen. Das Bild der großen Insel, wie wir es vom Schiffe aus bei der stundenlangen Fahrt an der Küste vorbei hatten gewinnen können, wäre durch einen kurzen Besuch in einer Hafenstadt sicher wenig vervollkommnet worden.

Endlich nahte das syrische Festland. Die Fahrgäste waren von Athen her meist Griechen. Eine Unterhaltung in Neugriechisch war kaum möglich, weil es vom klassischen Griechisch besonders in der Aussprache stark abweicht. Klangvoller ist die Sprache nicht geworden. Einige Gesichter verrieten noch die Rassenmerkmale der Griechen, die andern waren Mischungen der verschiedensten Art. Eine junge Frau, wohl eine Witwe in Trauer, mit einem kleinen Kinde hätte in ihrer natürlichen Würde, ihrer mütterlichen Sorge um das Kind, ihrer einfachen und doch recht vornehmen Kleidung aus schwarzseidenem Überwurf und weißem Schleier einem Künstler als Modell zu einem Madonnenbild dienen können.

Bereits um 4 Uhr begannen wir am 23. September mit der Feier der hl. Messe, weil wir um 6 Uhr in Beirut landen sollten. Herrlich lag die Stadt vor uns, am Berge hinaufwachsend. Das Hochgebirge des Libanon steht wie eine Mauer dahinter, als wolle es die Stadt am Meere gegen die unruhigen Drusen schützen, die schon so oft den fremden Machthabern im Lande zu schaffen gemacht haben. Die roten Ziegeldächer bringen Abwechslung in den Farbenton und stimmen harmonisch zu dem blauen Meer, den dunklen Zypressen und den weißgrauen Häusern. Die vielen französischen Soldaten, die mit uns die Reise nach Syrien gemacht hatten, waren schweigsam geworden. Sinnend standen die meisten am Schiffsgeländer und sahen hinüber nach dem Lande, in dem sie nun gegen die aufständischen Drusen kämpfen und vielleicht auch sterben sollten. Ob sie in Gedanken nicht in der fernen Heimat weilten?

Für uns drei Deutsche mußte sich jetzt die Frage entscheiden, ob wir mit den Kollegen zusammenbleiben dürften oder auf dem nächsten Weg durch Syrien nach Palästina, aus dem französischen ins englische Gebiet reisen mußten. Trotz der besonderen Vermittlung des Vatikans hatten wir in unseren Pässen nur den Vermerk erhalten: „Gültig zur Durchreise durch Frankreich und Syrien ohne Aufenthalt.“ Um Studien zu machen, genügte aber eine Durchreise ohne Aufenthalt nicht. Man sagte uns, wir seien die ersten Reichsdeutschen, die nach dem Kriege in Syrien hineingelassen würden.

Der Tag begann wenig verheißungsvoll. Bei der Paßprüfung an Bord erhielten alle andern ihre Ausweise gleich zurück. Nur uns drei Deutschen wurde eröffnet, wir mußten noch die Erlaubnis des Oberkommissars haben. Die Pässe gab man uns nicht wieder. Wir ließen

also unser Gepäck an Land bringen und fuhren mit den übrigen in einer Barke zur Zollstelle hinüber. Alle durften durch die Sperre, nur wir drei mußten warten. Alle Erklärungen, daß unsere Pässe doch das Visum des französischen Konsulats trügen, daß wir gemeinsam mit den fünf andern Herren eine wissenschaftliche Expedition des Päpstlichen Bibelinstituts zu Rom bildeten, daß wir weiter nach Palästina und Ägypten wollten, fruchteten nicht. Die Tatsache allein, daß wir Deutsche waren, schien diese untergeordneten Aufseher so mit Sorge um den Fortbestand Syriens zu erfüllen, daß wir zweieinhalb Stunden wie arme Sünder im Hafen auf einer Bank saßen und auf die Dinge warteten, die da kommen sollten. Die Kollegen mit Professor Mallon, unserem Führer, dem wir über das Gitter hinüber die Hand zur Begrüßung reichen konnten, warteten geduldig über eine Stunde; dann fuhren sie zum Museum, weil die Zeit zu kostbar war. Endlich brachte uns ein Posten, der sehr lebenswürdig zu uns war, zu einem am Hafen gelegenen Bureau, wo wir zunächst unsere Pässe wiedererhielten. Die Erlaubnis zum Besuche des Landes, so wurde uns erklärt, sei beim Oberkommissar einzuholen. Nachdem wir sein Bureau in der Stadt gefunden hatten und sofort bei seinem Sekretär vorgelassen wurden, bat er uns, zehn Minuten in einem andern Raum zu warten. Schon vor Ablauf dieser kurzen Frist wurden wir zurückgerufen und empfingen unsere Pässe mit dem Vermerk, es sei alles in Ordnung. Von da an hat uns niemand mehr in ganz Syrien irgendwie behelligt, auch nicht an der Grenzwahe südlich von Tyrus. Die Erfahrungen vor Erteilung des Visums und im Hafen von Beirut scheinen also hauptsächlich aus dem Übereifer der unteren Behörden erklärt werden zu müssen. Wir sahen ja auch mit unsern jungen, ungepflegten Bärten wenig vertrauenerweckend aus. Und ob wir nicht trotz unserer Erklärungen böse Absichten im Schilde führten, wer konnte das wissen?

In Beirut und Byblos.

Wir waren also glücklich in Syriens Hauptstadt und sorgten zuerst für eine entsprechende Ausstattung des äußeren Menschen; denn in unsern schwarzen Röcken und Hüten wollten wir uns weder der orientalischen Sonne noch dem reichlich vorhandenen Staub aussetzen. Inzwischen hatten die übrigen das Museum von Beirut besichtigt, dessen größter Schatz ein in Byblos gefundener Sarkophag ist. Er trägt eine Inschrift in phönizischen Lettern aus der Zeit des Moses und liefert den besten Beweis gegen den oft erhobenen Einwurf, die fünf ersten Bücher des Alten Testaments könnten nicht von Moses geschrieben sein, weil damals noch keine entsprechende Schrift bestanden habe, die Hebräer also noch kein Alphabet gehabt hätten.

In der Universität der französischen Jesuiten wurden wir freundlichst aufgenommen. Sie hat seit ihrem Bestehen großen Einfluß auf die Ent-

wicklung des Geisteslebens in Syrien ausgeübt. Neben den Fakultäten der Theologie, Philosophie und Medizin besteht an der Anstalt eine Rechtsschule, eine Ingenieurschule, sodann eine Mittelschule und angegliederte Primärschulen. Die Universität verfügt über eine reichhaltige Bibliothek mit wichtigen arabischen Handschriften. Über 800 Schüler aus den verschiedenen katholischen Riten des Orients empfangen in der St. Josephs-Universität ihre Ausbildung.

Im Flur des Hauptgebäudes hingen viele Kriegsbilder, und mehrere jüngere Patres und Brüder steckten in Uniform, weil Frankreich sie zum Kampfe gegen die Drusen unter die Waffen gerufen hatte. Sarrail hatte, wie bald danach bekannt wurde, einen geheimen Befehl gegeben, die eingezogenen Missionare an den gefährlichsten Stellen einzusetzen. Ob er dabei sich mehr von dem Gedanken an die Zuverlässigkeit dieser Priestersoldaten oder aber von seiner bekannten Abneigung gegen das Christentum leiten ließ, sei dahingestellt. Während unseres Aufenthaltes in Beirut haben wir das Bewußtsein gehabt, unter Glaubensbrüdern zu weilen. Und wie in der St. Josephs-Universität, so war es auch in den übrigen Anstalten Syriens, in denen wir Gäste der Jesuiten gewesen sind.

Neben der französischen gibt es in Beirut eine amerikanische Universität. Sie zählt über tausend Studenten und zwar überwiegend Mohammedaner, nicht nur aus Syrien, sondern aus dem ganzen vordern Orient. Amerika weiß, welche Kanäle diese Hochschule seinem Einfluß auf die kommende Gestaltung der dortigen Verhältnisse gräbt. Ein guter Kenner von Land und Leuten, der amerikanische Major Powel, erblickt in ihr den „mächtigsten Faktor bei der Errichtung des syrischen Bundesstaates“.

Gleich am ersten Nachmittag sollten wir eine bedeutende Ruinenstätte Syriens kennen lernen, das alte Byblos. Der Weg dorthin führt an den überaus fruchtbaren Abhängen des Libanon dem Meeresufer entlang und bietet bei jeder Krümmung entzückende Ausblicke. Maulbeerbäume, Oliven, Feigen, Datteln und Wein gedeihen in üppiger Fülle. Uralte Inschriften trägt das Felsgestein an der ehemaligen Brücke über den Nahr el-Kelb, den Hundesfluß. Bei allen Kriegszügen zwischen Syrien und Ägypten, Mazedonien und Asien, Türken und Christen, bis in die Tage Napoleons I. und des Weltkrieges hat das wildromantische Tal eine große Rolle gespielt. Byblos selbst ist heute ein unbedeutender Ort, etwa 35 Kilometer nördlich von Beirut am Fuße des Libanon gelegen. Seinen Ruhm verdankt es der grauen Vorzeit. Wenige Städte an der ganzen syrischen Küste sind älter als Byblos. In der Nähe rauscht durch eine wilde Schlucht der Adonisfluß. Hier ist der Adoniskult aufgekommen, der in Verbindung mit dem Venusdienst in die wildesten Orgien ausartete. Aber Byblos war schon berühmt, ehe Venus und Adonis dort verehrt wurden. Adonis und Venus traten nur an die Stelle von Elion und Baaltis, die hier als Naturgottheiten

verehrt wurden. Eine mineralische Substanz färbt das Wasser des Adonisflusses rötlich. Das gab dem Mythos eine Stütze, ein wilder Eber habe dort den Adonis zerrissen. Als Gott der jährlich sich erneuernden Fruchtbarkeit der Natur und wegen seiner sprichwörtlichen Schönheit war er der Lieblingsgott der syrischen Frauen. Noch stehen die Reste des Adonistempels in Byblos.

Was aber den Flecken in unsern Tagen in der Gelehrtenwelt bekannt gemacht hat, ist die Totenstadt, von der ansehnliche Reste ausgegraben worden sind. Die Königsgräber reichen zum Teil bis 2000 v. Chr. zurück. Die Anlage ist sehr interessant. Zuerst wurde ein brunnenartiger Schacht senkrecht in die Erde getrieben, etwa 15 Meter tief. Er hatte nur den Zweck, tief unten eine Grabkammer für den Königs Sarkophag schaffen zu können. Dann wurde der Sarkophag von oben heruntergelassen und in der geräumigen Kammer aufgestellt. Das geschah meist zu Lebzeiten des Königs. War nach seinem Tode die Leiche beigesezt, so wurde der Schacht zugeschüttet, damit niemand die Ruhe des Verstorbenen störe. In einem Schacht ist in halber Höhe eine Inschrift in den Tuffstein eingeritzt. Sie droht jedem Unheil an, der da weitergräbt, soll also auch die Ruhe des Fürsten schützen. Nicht weit vom Grabe war meist eine Opferstätte zum Kult des Königs. Vor drei Jahren hat ein Berggrutsch ein neues Königsgrab freigelegt. Diebe waren schnell bemüht, nach vergrabenen Schätzen zu suchen und haben manches zerstört. Der mächtige Sarkophag enthält keine Gebeine mehr. Bedeutend war die Feststellung, daß aus dieser Grabkammer ein Gang zu einer zweiten führte. Vater und Sohn ruhten in den beiden, und der Gang soll ihnen den Verkehr miteinander ermöglichen, während nach Verschüttung der Schächte kein Lebender etwas vom Ort ihres Grabes wußte, bis nach 3000 Jahren der Winterregen so unerwartet dem Tageslicht und den Menschen Zutritt verschaffte. Verschiedene Gegenstände in den Königsgräbern stammen aus Ägypten, Kleinasien, Griechenland und Mesopotamien, ein Beweis, wie weit die Handelsbeziehungen von Byblos im zweiten Jahrtausend v. Chr. reichten. Syrische Kaufleute durchzogen damals und später die ganze bekannte Welt. Ihr Handelsgeschick war allgemein anerkannt. Sie waren zugleich Missionare ihrer Heimatreligion, indem sie über das weite Gebiet des römischen Reiches Kultstätten der syrischen Gottheiten errichteten und ihnen Anhänger gewannen. Durchs Rhonetal gelangten sie nach Gallien. Eine Inschrift im Libanongebiet gibt den syrischen Seefahrern von Arles Verordnungen. In Trier spielten die Syrer zeitweise eine große Rolle. Syrische Soldaten aus dem Gebiete von Damaskus hatten zur römischen Kaiserzeit in Obergermanien ihre Garnison. Auch die Soldaten und Offiziere wurden Verbreiter der syrischen Götterkulte. Ein syrischer Präfekt hat in Nordengland der Göttin von Hierapolis (Baalbek) eine Inschrift gewidmet. (Vergl. Cumont, Die orient. Religionen, 126)

Schon der Prophet Ezechiel rühmt die Bewohner von Byblos als

tüchtige Schiffsbauer. Salomon hat von dort Hilfe erbeten, als er beim Tempelbau geschickte Handwerker brauchte. Alexander der Große und Pompejus kämpften um den Besitz von Byblos, und die Kreuzfahrer machten daraus eine starke Festung.

Ganz ermüdet von dem Herumklettern in den Ruinen der unterirdischen Stadt, und erschöpft von der noch ungewohnten orientalischen Hitze, suchten wir in dem sehr primitiven Gasthaus des Ortes eine kleine Erfrischung und waren nicht wenig überrascht, als uns der Sohn des Wirtes zuerst einen Kübel mit Eis und dann echtes Münchener Bier in Originalabfüllung vorsezte. Staunend standen die Dorfbewohner herum und freuten sich, neun Gäste auf einmal zu haben. Wir aber freuten uns, hier im französisch verwalteten Syrien diesen Gruß aus der Heimat zu empfangen, waren jedoch entsetzt, als wir beobachteten, wie unser fast zwei Meter großer Kollege aus Spanien nicht nur Eisstücke ins Bier warf, was wir zur rascheren Abkühlung alle taten, sondern wie er das gute Münchener mit Mineralwasser vermischte; ein anderes Mal tat er gar mehrere Stücke Zucker hinein. Wie doch die Geschmäcke verschieden sind!

Nach den zwölf unruhigen Nächten in den engen Kabinen oder auf Deck des Schiffes begrüßten wir froh den weiten und luftigen Saal, der uns abends in Beirut als Nachtquartier überlassen wurde. Doch die Freude war verfrüht; denn trotz der dichten Schleier fanden die Stehmücken Zugang und quälten uns unbarmherzig.

Über den Libanon nach Damaskus.

So früh als möglich begann am Morgen des 24. September die Fahrt. Damaskus war unser Ziel, und unterwegs wollten wir nach Baalbek abbiegen. Wir hatten also die lockende Aussicht, an einem Tage den ganzen Libanon, Cölesyrien und den Antilibanon zu durchqueren. Die Autofahrten haben bei aller Schnelligkeit noch das Gute, daß einem ein freier Ausblick nach allen Seiten gestattet ist, was bei einer Bahnfahrt nicht der Fall ist. Auch muß die Bahn sehr oft an den für die Landeskunde bedeutsamsten Punkten vorbeifahren. So erklärt es sich, daß gerade zwischen Damaskus und Beirut ein so starker Autoverkehr herrschte, wie ich ihn kaum irgendwo in der Heimat beobachtet habe. Ein Eisenbahnzug, der uns begegnete, hatte einen einzigen Fahrgast, und das schien der Schaffner zu sein.

Da die Straße bei der Paßhöhe nahezu 2000 Meter über dem Meere liegt, windet sie sich in zahllosen Kurven am Hochgebirge hinauf, wobei beständig wechselnde Landschaftsbilder das Auge entzückten. Erst kommen üppige Gärten mit tropischen Gewächsen, dann silbergraue Olivenwälder und Feigenbäume, abwechselnd mit braunen Ackerfeldern und Steinmassen. Bis weit über 1000 Mtr. Höhe gedeiht ein vorzüglicher Wein. Einen Moselwinzer würde allerdings das Grauen erfassen, wenn

er diese Weinberge sähe. Fast wild wie Brombeerhecken wachsen die Reben und liegen ungepflegt am Boden. Das Wort von der Freiheit als Zweck des Zwanges hätte Fr. W. Weber im Orient nicht am Bilde der aufgebundenen Rebe veranschaulichen können. Wo der Weinbau sorgfältiger betrieben wird, sehen die Rebstöcke aus wie niedrige Stachelbeersträucher.

Je höher wir steigen, umso wilder und steiler werden die Schluchten bald links, bald rechts vom Wege. Der Baumwuchs verschwindet. Aber die fleißige Christenbevölkerung des Libanon hat jedes Fleckchen Ackerkrume zwischen den Felsen zum Getreidebau ausgenutzt. Zwar ist die Ernte längst vorbei, und kaum sind noch die Stoppeln zu erkennen, so hat die Sonne dem Libanon das Antlitz verbrannt. Bald hier, bald dort ist aber eine Tenne im Felde wahrzunehmen, bei der die Spuren von Spreu übrig geblieben sind. Das Getreide wird nämlich in Syrien und Palästina auch heute noch meist im Freien gedroschen.

Als wir die Paßhöhe hinter uns hatten, dehnte sich tief unten die weite Ebene von C ö l e s y r i e n aus, von den Einheimischen El-Bika genannt. Der Name Cölesyrien bedeutet „Tiefsyrien“ oder „Hohlsyrien“ und kennzeichnet gut diesen Kessel zwischen Libanon, Antilibanon und Hermon. Es ist ein riesiges Getreidefeld, einst eine Hauptkornkammer Roms. Die dunkelbraune Erde verrät die Fruchtbarkeit. Von Nord nach Süd zieht der Leontesfluß seine krummen Linien hindurch. Im Frühling muß es ein herrlicher Anblick sein, die wogenden Saaten von der Höhe zu schauen, wenn die Wolkenschatten wie Schafherden darüberjagen. Im Dörfchen Schorr, wo die Straße nach Baalbek abbiegt, nahmen wir einige Trauben als Erfrischung. An den Wänden des Hauses prangten bunte Bilder und führten die Gäste in die Geschichte des Mohren von Venedig und in die Legende der heiligen Genoveva ein. Aus unserer Freude an den Bildern erkannte ein gewekter Junge sofort, daß wir katholisch seien.

Nah bei dem Hauptort zwischen Damaskus und Beirut, dem herrlich gelegenen Z a c h l e, haben die französischen Jesuiten zwei Anstalten. Die eine besuchten wir auf dem Hinweg, die andere auf dem Heimweg. Durch Radio haben die Patres die Möglichkeit, auf ihrem abgelegenen Posten europäische Konzerte zu hören. Mehr als dies und die übrigen Sehenswürdigkeiten des Hauses fesselte etwas anderes unsere Aufmerksamkeit. Die Anstalt betreibt ausgedehnten Weinbau und liefert das berühmte „Gold vom Libanon“. Gerade war die Lese im Gange, sodaß das Keltern alle Kräfte in Anspruch nahm. Auf Rippwagen wurden die Trauben herbeigeschafft und in einen weiten Behälter geschüttet. Zwei Buben patschten mit bloßen Füßen darin herum und beförderten die in großen Haufen aufgeschichteten Trauben mit Heugabeln durch eine Öffnung in die tiefergelegene Zerkleinerungsmaschine. Ein Motor setzte diese in Bewegung. Dann fielen die zerquetschten Trauben in einen andern großen Trog, worin ebenfalls zwei Jungen herumpatschten und ständig

sorgten, daß der Abfluß freiblieb. Der Most floß in mächtigen Strömen in ein Bassin, aus dem ihn zwei Jungen durch Leitungsschläuche in die riesigen Fässer im Keller pumpeten. Neben der „Tenne“ für die weißen Trauben war eine andere für die roten; denn beide Sorten gedeihen hier vorzüglich.

Dem Schauspiel des Kelterns hätten wir gerne länger zugeseht und dabei von den süßen Früchten der syrischen Rebe gekostet, aber wir hatten noch einen weiten Weg vor uns. So ging es in rasender Eile durch das tellerebene Cölesyrien auf Baalbek zu. Der Wagenführer hatte die Schwäche, kein anderes Auto vor sich sehen zu können, ohne es zu überholen. Das war angenehm, wenn wir den „Bordermann“ glücklich hinter uns hatten und seinen Staub nicht mehr zu schlucken brauchten, aber ungemütlich blieb das Bewußtsein, daß gerade beim Überholen die meisten Unglücke geschehen.

Herden von schwarzen Ziegen, Fettschwanzschafen, Kamelen und Rindern suchten auf den verdorrten Feldern nach Nahrung. Lange Karawanen mit schwerbeladenen Lasttieren zogen an dem Straßenrand langsam dahin. Es ist unglaublich, welche Lasten diesen Tieren aufgebürdet werden. Dazwischen huschten flinke Reiter auf ausdauernden Araberpferden vorbei; oder ein armer Fellache brachte einige Früchte auf seinem Eselchen zur Stadt. Eine liebliche Szene fiel mir auf: ein kräftiger Mann schritt rüstig seines Weges und führte neben sich einen Esel am Seil. Eine junge Mutter saß auf dem Lasttier und trug sorgsam in ihren Armen ein kleines Kind; es mit Mantel und Schleier gegen die Sonne schützend. Vielleicht war es eine arme Christenfamilie, die aus dem Gebiet der christenfeindlichen Drusen ausgewandert und im Libanon ein neues Heim suchte. So muß vor 1900 Jahren wohl auch die hl. Familie den weiten Weg von Bethlehern nach Ägypten gemacht haben, um das göttliche Kind vor Herodes zu retten.

Am Fuße des Antilibanon liegt in einer grünen Dase das alte Baalbek oder Heliopolis, die Stadt des Sonnengottes, jetzt ein kleines Nest mit einigen Hotels für die Fremden. Die Tempelruinen Baalbeks vermögen jeden Historiker und Kunstfreund zu begeistern. Was unter den römischen Kaisern Antoninus Pius und Caracalla hier im 2. und 3. Jahrhundert geschaffen wurde, gehört heute zu den eindrucksvollsten Ruinen der Welt. Weder in Rom noch in Athen findet man noch solche Ausmaße. Das Baumaterial lieferten die Steinbrüche in der Nähe, während die Säulen aus rotem Granit von Ägypten herbeigeschafft wurden. Die größten Bausteine, die man bis jetzt auf der Welt verwendet hat, liegen in der Umfassungsmauer des Tempels zu Baalbek. Drei sind noch zu sehen. Ihr vierter Kamerad liegt noch im Steinbruch, beinahe fertig behauen. 370 Kubikmeter enthält das Ungestüm und ist nur wenig größer als seine drei Brüder in der Mauer. Wie man damals Steine von 21,35 Meter Länge, 4 Meter Breite und 4,33 Meter Höhe im Gewicht von mehr als 1500 Tonnen fortbewegen

und in die Mauer setzen konnte, ist heute den Architekten ein Rätsel. Jedenfalls vermochten die Araber, die Zerstörer des Tempels, die Riesensteine nicht mehr ganz zu verwerten, als sie eine Festung aus dem Heiligtum machten. An einem Block des Brandopferaltars sieht man noch die Einschnitte, um den großen Stein in mehrere kleine zu zerlegen. Welche Gerüste müssen das gewesen sein, um solche Steinmassen aus einem Stück wie die Architravteile über den stehengebliebenen Säulen in eine Höhe von über 22 Meter hinaufzuheben und lotrecht auf die schlanken Säulen zu legen! Diese erhaltenen Säulen, 2 Meter im Durchmesser und 22 Meter hoch, sind das Wahrzeichen Baalbeks, von weither sichtbar. Wie eine Trauernde am Grabe ihrer Schwestern steht eine halbgestürzte Säule neben dem Bacchustempel, an die Wand des Langhauses angelehnt und so vor dem Sturz in die Tiefe bewahrt.

Mehr als alle kunstgeschichtlichen Einzelheiten erregte der Gesamtplan des Jupitertempels mein Interesse. Er ist in den Ruinen mit Leichtigkeit zu erkennen und wird durch die Zeichnungen von Prof. Bruno Schulz gut veranschaulicht. Daraus ergibt sich ein ganz ähnliches Bild wie beim Tempel zu Jerusalem mit seinen Säulenhallen, Vorhöfen und Treppen, dem großen Brandopferaltar und dem eigentlichen Tempelhaus, das zu Jerusalem das „Heiligtum“ und „Allerheiligste“ umschloß. In den Ruinen Baalbeks gewinnen die Angaben der Bibel und die Berichte der Zeitgenossen über den Tempel Jahwes zu Jerusalem Leben, sodaß der Abstecher zur Stadt des Sonnengottes auch zu dem Hauptziel unserer Reise, dem Bibelstudium, mancherlei beitrug. Ein Lichtbildervortrag von Prof. Krenker im Trierer Museum über Baalbek und seine Tempel stand mir noch lebhaft in Erinnerung und kam mir zustatten. In geringer Entfernung von den beiden großen Tempeln des Jupiter und Bacchus steht ein reizendes Tempelchen der Venus. Die Anlage, die Stellung der Säulen, die Linienführung mit rhythmischem Schwung, alles verrät, daß in der spätern römischen Kunst eine starke Tendenz zum Übergang in Barock und Rokoko gelegen hat.

Während der Kriegsjahre 1916—1918 haben deutsche Borromäuschwestern in Baalbek und in seiner näheren Umgebung fünf Lazarette geleitet, und mancher Kämpfer an der Orientfront bleibt ihnen dankbar für treue Pflege.

Der Weg von Baalbek zurück nach Zache und von dort über den Antilibanon nach Damaskus führte bereits durch ehemaliges Drusengebiet. Zur Zeit ihrer höchsten Macht hatten die Drusenfürsten sogar Beirut zwei Jahrhunderte hindurch zur Hauptstadt des Drusenreiches gemacht. Einer der mächtigsten von ihnen, Fachr ed-Din, wählte einen französischen Franziskaner, Eugen Roger aus Paris, zu seinem vertrautesten Ratgeber. Wie sich doch die Fürsten und die Zeiten ändern! Die Zeitungen hatten in den letzten Wochen soviel über Syrien und die Drusen und ihren Aufstand in der Umgebung von Damaskus

berichtet, daß wir sehr gespannt waren auf die kommenden Erlebnisse, wenn wir auch von der Politik auf unserer Fahrt nichts wissen wollten. An einem Chan, wo der Kühler des Motors nachgefüllt werden mußte, trafen wir die ersten Wachtposten. In den Tälern und Schluchten des Antilibanon und Bisangebirges begegneten wir häufiger einzelnen Wachtposten. Sonst war vom Kriege wenig zu bemerken. Weidende Herden boten mehr ein Bild des Friedens. Leider sollte es bald anders werden.

Zwischen Zebedani und Dimas fielen mir drei Arabermädchen auf, die neben dem Wege ihre Herden hüteten. Das eine hatte kohlschwarzes Haar, ein scharfgeschnittenes Gesicht — die Hirtinnen tragen den Schleier nicht —, und zwischen den blendendweißen Zähnen steckte eine — Zigarette. Da war alter und neuer Orient in einer Person vereinigt. Die drei Hirtenmädchen lieferten nämlich ein prächtiges Anschauungsmaterial zu der biblischen Erzählung von den Töchtern Jethros. Und da auch noch ein Brunnen in der Nähe war, wo mehrere Herden aufs Tränken warteten, so mochte sich wohl hier im Antilibanon am Abend des 24. September 1925 das gleiche Schauspiel ereignen, wie damals auf der Halbinsel Sinai, als Moses den Töchtern Jethros beim Tränken der Herden half und so seine spätere Frau kennen lernte (Exodus 2, 16—22).

Nach dem Staub der langen Autofahrt waren die grünen Haine und das rauschende Wasser in der Umgebung von D a m a s k u s eine Wohltat für Auge und Ohr. Wir hatten die „Perle der Wüste“ gefunden und durften entzückt in das „Auge des Ostens“ schauen. Bald nach der Unterkunft im Hotel bot sich Zeit zu einem ersten Gang durch die Straßen der Stadt, besonders die berühmten Bazarstraßen. Dieses Leben gegen Abend, wenn die Sonne nicht mehr sengende Strahlen herabsendet, wenn die einen nach Hause eilen, die andern von Hause fortgelockt werden, wenn die Händler noch rasch etwas an den Mann bringen wollen, was bei hellem Tageslicht keinen Liebhaber findet, wenn plaudernde oder schreiende Gruppen von Beduinen und Arbeitern oder feinen Stadtleuten umherstehen oder friedlich vor ihrer Wasserpfeife sitzen, wenn schwerbeladene Kamele mit gemessenem Schritt nach heißem Tagesmarsch sich der Herberge nähern, dieses Leben am Abend ist für den Fremden ebenso fesselnd wie das Erwachen einer orientalischen Stadt in der Morgenfrühe.

Durch den Drusenaufstand wurde der Zustrom der Reisenden nach Damaskus sehr vermindert. Wir selbst wurden meistens als Franzosen angesehen und merkten wiederholt die unfreundliche, gereizte Stimmung der einheimischen Bevölkerung. Ebenso oft, ja noch häufiger konnte ich jedoch wahrnehmen, daß die Alemani, die Deutschen, sehr gut gelitten sind. Seit dem Ausgang des Krieges hatten die meisten keinen Deutschen mehr gesehen. „Weil Sie ein Deutscher sind, gebe ich Ihnen die Ware billiger,“ erklärte ein Geschäftsmann. Ein anderer schüttelte mir kräftig die Hand, als er hörte, woher ich sei. Mehr als einmal stellten die Leute lange Fragen, wie es denn jetzt bei uns gehe, ob Arbeit genug sei, was

wir denn anfangen, nachdem unser Geld verloren gegangen sei, wieviel wir noch an Kriegsschulden zahlen müßten, und dergleichen. Daß die Mark über Nacht sich von ihrem Todessturz erholt hatte und die endlosen Zahlen sich plötzlich auf Goldwert geeinigt hatten, kam ihnen wie eine Hexerei vor. Stets waren in Syrien und Palästina alle voll des Lobes über unsere deutschen Soldaten, die dort während des Weltkrieges kämpften. Daß wir auch in Trier Besatzung haben, wußten die wenigsten.

Am zweiten Tage galt es, die biblischen Erinnerungen in Damaskus aufzufrischen, wo schon Abraham auf dem Zuge nach Kanaan geweiht hat. Denn sein treuer Diener Eliezer stammte daher, und als Abraham seinen Neffen Lot aus der Gewalt des Königs Chodorlahomor und seiner Verbündeten befreite, drang er bis nördlich von Damaskus vor. David dehnte seine Eroberungszüge bis Damaskus aus, wo er eine Besatzung zurückließ. Das Geschick der Stadt im Laufe der Jahrtausende ist eine lange Kette von Leiden unter den Kriegswirren zwischen Ost und West. Im Hause der Jesuitenpatres ist eine Schule für die Knaben der vertriebenen Armenier eingerichtet; denn es leben in Damaskus noch 15 000 armenische Flüchtlinge, durch die Türken von Haus und Hof verjagt. Die Kinder hatten gerade Schulmesse, als wir morgens die Anstalt besuchten. Sie beteten gemeinsam die Messgebete, wobei sich die Lehrer beteiligten und vorbeteten. Neben dem Schulhof wird das Haus des hl. Johannes von Damaskus gezeigt.

Was uns Christen am meisten nach Damaskus zieht, sind die Erinnerungen an den hl. Paulus. Als wütender Christenverfolger machte er sich auf den Weg. Vor den Toren der Stadt hat ihn die Gnade Gottes gepackt, als ihm Christus erschien. Hilfslos mußte er sich als Blinden in die Stadt führen lassen und wohnte im Hause des Judas in der „Geraden Straße“. Das Stadttor, durch das er kam, trägt heute seinen Namen, und die „Gerade Straße“ zieht sich vom Paulustor jetzt noch durch die Stadt. Drei Tage verbrachte er betend in diesem Hause; es waren geistliche Exerzitien an der Wegwende seines Lebens. Dann hat ihn Ananias in besonderem göttlichen Auftrag getauft und so der Kirche Christi ihren größten Apostel geschenkt. Die Feindschaft der Juden vertrieb bald den eifrigen Christusverkünder in die arabische Wüste, bis er nach drei Jahren wieder in Damaskus erschien. Nun gewannen die Feinde den Statthalter des Königs Aretas, der die Stadttore militärisch bewachen ließ, damit Paulus nicht entkomme. Aber die Freunde retteten ihn, indem sie ihn nachts in einem Korbe an der Stadtmauer hinunterließen. Noch wird diese Stelle an der alten Mauer gezeigt. Die griechischen Katholiken sind daran, eine neue Kirche daselbst zu errichten. Beim Hause des Ananias hat man jüngst die Fundamente eines alten Heiligtums freigelegt.

Vor dem Paulustor lud uns ein Kaufmann und Fabrikant zur Besichtigung seines Hauses ein. Junge Mädchen saßen im ersten Raume am Boden und verfertigten feine Nadelarbeiten. Eine reiche Auswahl

der berühmten Damaszenerarbeiten in getriebenem Metall, ferner Seidengewebe, Teppiche und vor allem die kunstvollen Möbel mit Perlmutter und Holzintarsien waren da aufgestapelt. Das Geschäft verkauft nur eigene Fabrikate. Darum war es höchst anregend, die Werkstätten zu besichtigen und zu sehen, wie das alles aus den ersten Anfängen sich unter vielen geschickten Händen zum fertigen Kunstgegenstand entwickelt. Jeder Raum hat seine besondere Arbeit zu leisten, vom Zuschneiden der Metallstücke und Holzteile bis zur Auflage des feinen Filigranschmuckes und der letzten Politur. Es tat einem aber in der Seele weh, diese langen Reihen von Kindern, bleich und gebeugt, damit beschäftigt zu sehen, Einzelteile verschiedenster Art zu bearbeiten. Einige schienen kaum älter als 12 Jahre zu sein. Ihre flinken Hände sind zwar sehr geeignet, und es war staunenswert, mit welchem Geschick sie die schwierigen Zeichnungen in das Holz und Metall hämmerten oder die dünnen Silberfäden einlegten; aber die armen Geschöpfe taten einem leid. Hatte der Aufseher den Rücken gewendet, so streckten sie uns schnell die Hand entgegen und bettelten um ein Backschisch. Die Männer und größeren Jungen schauten verbittert darein, und ein kommunistischer Agitator hätte wohl unter ihnen dankbare Zuhörer gefunden. Nach der Besichtigung der Fabrik durften wir auch die Privatwohnung des Hausherrn sehen und bewunderten die Pracht und den Reichtum ihrer Einrichtung, ohne den Eindruck des Prozenhaften und Gesuchten zu haben.

Vergeblich bemühten wir uns, die große Moschee der Dmajaden, eines der größten Heiligtümer des Islams, von innen zu besichtigen. Sie ist eine ehemalige christliche Basilika, auf dem Boden und mit den Steinen eines gewaltigen heidnischen Tempels erbaut. Nur einen Blick durch das weite Portal durften wir hineinwerfen; denn es war Freitag, und der Türhüter blieb unerbittlich bei der Weigerung, uns einzulassen. Der Haß gegen die Christen, der gegenwärtig groß ist, spielte dabei eine Rolle. Das verrieten die Mienen der Umstehenden. Sehr viele Männer strömten währenddessen an uns vorbei, legten ihre Schuhe ab und gingen barfüßig zum Gebete, wie wir es in Konstantinopel schon beobachtet hatten. Mancher Christ hätte sich an ihrer Sammlung und Andacht ein Beispiel nehmen können. Das versöhnte mich wieder ein wenig und zeigte mir, daß es auch in Damaskus neben den Spitzbuben brave und ehrliche Menschen gibt. Unmittelbar vorher hatte ich nämlich einen jungen Burschen dabei ertappt, wie er seine Hand in meine Manteltasche steckte, um die Kassette für Filmpacks herauszuziehen, die er für meine Geldtasche hielt. Sein Helfershelfer hatte zuerst mit einem Esel ein Gedränge an der engen Stelle der Straße verursacht, das zu dem Diebstahl benutzt werden sollte. Beide taten sehr beleidigt, als ich ihnen den Erfolg vereitelte und mit der Polizei drohte.

Den Nachmittag benutzten wir zu einer Fahrt nach dem höher gelegenen Borort Es-Salihije. Der weite Fernblick über Stadt und

Land bis zum Drusengebirge und in die arabische Wüste entlohnt einen reichlich für den beim Aufstiege vergossenen Schweiß. Hier oben wird einem die Schönheit und auch die Bedeutung von Damaskus erst recht klar. Wie ein großer Teppich ist die grüne Oase von Damaskus in die graue Wüste hingebreitet. Aus dem dunkeln Grün leuchten die Häusermassen, die Minarette und öffentlichen Gebäude der Viertelmillionenstadt. Wirklich, Damaskus selbst ist der schönste Damaszenerteppich! Aus der Ferne tönten die Signale der Besatzungstruppen herüber, ein Lied ohne Worte auf das Ringen der Völker aller Jahrhunderte um den Besitz der „Perle des Orients“.

Die gereizte Stimmung der Bevölkerung in Damaskus ließ zwar befürchten, daß eines Tages das unter der Asche glimmende Feuer wieder einmal lichterloh aufflammen werde, aber daß neue Schreckentage für Damaskus unmittelbar bevorständen, ahnten wenige. An der Stelle, wo wir in Es-Salihje standen, sollten bald die französischen Geschütze auffahren und Damaskus unter Feuer nehmen. Mehr als ein Gegner der Drusen schüttelte über diese Maßnahme Sarrails und über sein sonstiges Vorgehen in Syrien den Kopf; ganz zu schweigen von den Urteilen aller Araber; denn daran ist kein Zweifel, daß die Sympathien der meisten Einheimischen den Drusen gelten.

Wer die Vorgänge der letzten Jahre in Syrien begreifen und sich ein Bild der Volksstimmung machen will, muß vor allem das enge Verwachsensein politischer Kämpfe und religiöser Gegensätze in diesem Lande beachten. Syrien war schon in den ersten christlichen Jahrhunderten ein fruchtbarer Mutterboden theologischer Streitigkeiten und blutiger Kämpfe der Parteien. Rassenunterschiede und Religionskriege haben von jeher Risse in das Volksganze gebracht, tiefer als die tiefen Wadi der Bergflüsse am Libanon und Hermon. Wenn dann ein elektrischer Strahl die unheilswangere Atmosphäre in einem verheerenden Gewittersturm zur Entladung bringt, wachsen sie zu rasenden und tosenden Wassern an.

Das Volk ist sehr feinfühlig; stolz auf seine glorreiche Vergangenheit, sieht es im Europäer einen Emporkömmling. Auch Missionare und andere Vertreter der lateinischen Kultur und des lateinischen Kultus haben diese Imponderabilien vielfach unterschätzt und schwere Fehler begangen, indem sie allzusehr latinisierten. Gar nicht zu reden von der unglückseligen Verquickung nationaler Sonderbestrebungen mit der Religion, wie sie so oft im Orient vorgekommen ist.

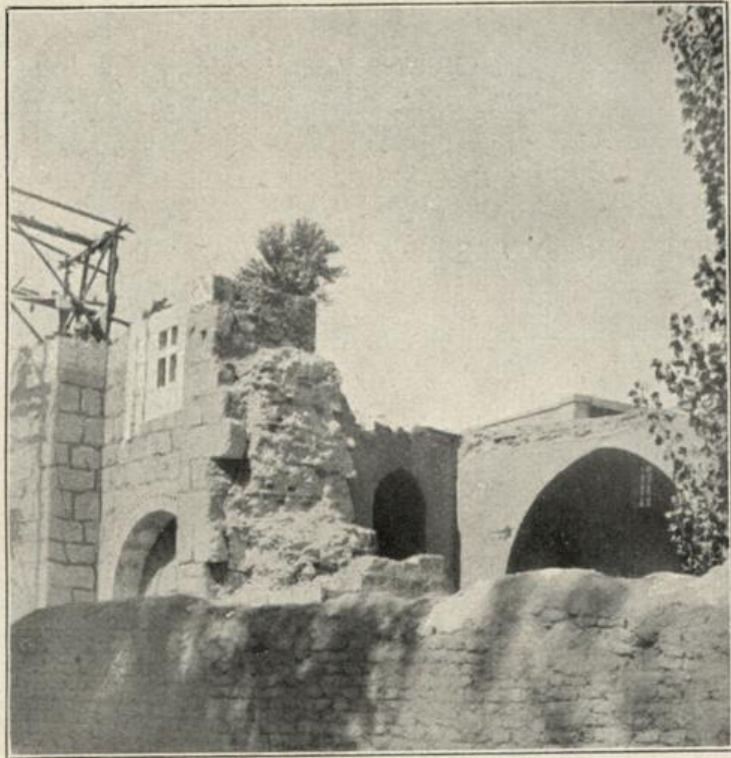
Der Orientale hängt mit allen Fasern an seinem Ritus und seiner Konfession, auch wenn er sich über die dogmatischen Streitfragen wenig den Kopf zerbricht. Aus religiösen Kämpfen heraus ist vor etwa 900 Jahren auch die Volksgemeinschaft der Drusen entstanden, die seither den jeweiligen Machthabern in Syrien stets zu schaffen gemacht hat, wie sie es jetzt Frankreich gegenüber tut. Bei den Drusen kommt der starke Freiheitsdrang der Bevölkerung Syriens am meisten zur Geltung, und wenn



Im Bacchustempel zu Baalbek (S. 44)



Salon eines reichen Hauses in Damastus (S. 47)



Stadtmauer von Damaskus (S. 46)



Meeresküste an der „Treppe der Tyrer“ (S. 53)

seit der Übernahme des französischen Mandats das Land noch nicht zur Ruhe gekommen ist, so liegt der tiefere Grund in den bitter enttäuschten Hoffnungen der Syrer auf Freiheit und Unabhängigkeit. Die Begeisterung, mit der nach dem Zusammenbruch der Mittelmächte und der Türkei die Alliierten in Beirut und anderswo als Befreier begrüßt wurden, war entweder nicht echt oder doch rasch verflogen.

In den schwierigen Tagen der Kriegsjahre wurde nämlich den Bewohnern Syriens, Palästinas und Arabiens ein freies „Großsyrien“ versprochen, um die Bevölkerung gegen die Türken einzunehmen. Unter der Hand aber versprachen die Machthaber den Juden Palästina, und England gab den Franzosen Hoffnung auf ganz Syrien, einschließlich Mossul, Nordmesopotamien und Cilicien bis in den Taurus. Im Stillen rechnete auch Italien mit einem Mandat über diesen Teil des alten römischen Kaiserreichs. Doch die Karte des vorderen Orients bekam ein Gesicht, an dessen Linien keiner von allen Beteiligten Freude hatte, am wenigsten die verteilten Völker selbst.

Major Powel gibt über dieses Kapitel der jüngsten Weltgeschichte lehrreiche Aufschlüsse. Eine Kommission sollte dem Obersten Rat zu Versailles ein Gutachten über Syrien unterbreiten und hat es auch getan. Lange wurde es geheim gehalten. Als nämlich die Syrer merkten, daß ihre Befreier zwar dem Hedchasgebiet in Südarabien Unabhängigkeit zubilligten, Syrien aber zu einem Mandatsgebiet machen wollten und so dieses alte Kulturland auf gleiche Stufe mit Kolonien Afrikas stellten, da war ihr Vertrauen zu den Männern dahin, die zuerst so laut das Selbstbestimmungsrecht der Völker verkündeten, dann jedoch entschieden, Syrien sei noch nicht reif zur Selbstverwaltung und müsse einen Vormund haben. Mehr als 70 Prozent der an die Kommission gerichteten Eingaben forderten volle Freiheit für Syrien. Als dann entschieden war, daß trotzdem Syrien eine „fortgeschrittene Nation“ zum Vormund bekommen werde, verlangten zuerst über 60 Prozent aller Eingaben an die Kommission Amerika als Mandatsmacht, während keine andere auch nur 15 Prozent erhielt. Dagegen, so berichtet das amtliche Gutachten, „aus welchen Gründen es auch sein mag, protestierten mehr als 60 Prozent aller Eingaben an die Kommission direkt und heftig gegen jedes französische Mandat. Ohne sich auf eine Erörterung über die Gründe dieser Situation einzulassen, sind die Kommissare zu ihrem Bedauern zu der Überzeugung gekommen, daß diese Lage es unmöglich macht, ein alleiniges französisches Mandat für ganz Syrien zu empfehlen“. Trotzdem und trotz seiner Erklärung, oberstes Prinzip bei der Wahl der Mandatsmacht sei der Wunsch der betreffenden Volksgemeinschaft, legte der Oberste Rat zu Versailles dieses Gutachten in die Schublade und übertrug Frankreich das Mandat über Syrien.

Das Vertrauen der Bevölkerung war verschwunden. Frankreich selbst war unzufrieden, weil es mehr als ein bloßes Mandat erhofft hatte. „Die Franzosen nahmen also das Mandat an in dem Gefühl, daß ein

halbes Brot immer noch besser sei als gar keins; aber sie fanden zu ihrem tiefen Kummer, daß sie, anstatt von den Syrern als Befreier und Wohltäter begrüßt zu werden, als höchst unerwünschte Eindringlinge angesehen wurden.“ (Vgl. E. A. Powel, Mit Auto und Kamel zum Pfauenthron, Berlin 1924, 8 ff.)

Unter diesen Umständen mußte Frankreichs Aufgabe in Syrien schwierig, wenn nicht aussichtslos werden. Auch fehlte es an den rechten Männern, um sie zu lösen. Leute, die bisher in afrikanischen Kolonien gewirkt hatten, übernahmen wichtige Posten in Syrien, wo sie trotz guten Willens von ihrer früheren Methode nicht loskamen und das Volk verbitterten. Burden Einheimische berufen, so waren es nicht immer die besten. Gerade Damaskus bekam zwei Syrer als Gouverneur und Polizeipräfekten, die unter den Türken wegen Unfähigkeit und Bestechlichkeit entlassen worden waren. Als sich dann Ostern 1922 beim Besuche des amerikanischen Kommissionsmitgliedes Crane der Unwille des Volkes Luft machte, wurde die Menge mit Waffengewalt auseinander getrieben und die Führer der Kundgebung so schwer bestraft, daß damals schon ein allgemeiner Aufstand in Syrien auszubrechen drohte. Drei Jahre später haben die unzufriedenen Damaszener dem englischen Minister Balfour einen wenig freundlichen Empfang bereitet und die Fenster seines Hotels eingeworfen. Wäre die empörte Menge nicht abgelenkt worden, während Balfour auf Umwegen aus der Stadt entkam, so wäre wohl Schlimmeres nicht mehr zu verhindern gewesen.

Alle Bemühungen Frankreichs zum Besten des Landes leiden unter der Atmosphäre des Mißtrauens. Der beste Wille kommt nicht ans Ziel, wenn er in ein verkehrtes System eingespannt ist, und eine Verwaltung stößt auf stets neue Hindernisse, wenn sie nicht vom Volke unterstützt wird.

Wir durften uns freuen, den Besuch der Stadt am Baradafluß nicht an den Schluß unserer Reise gesetzt zu haben, weil wir dann nicht mehr dorthin durchgelassen worden wären. Das Bild von Damaskus, wie es da vor uns lag, als wir am steilen Bergabhang hinter Es-Salihije standen, wird stets eine liebe Erinnerung bleiben. Wir hielten Ausschau, von welcher Seite her einst der Apostel Paulus sich der Stadt näherte. Solange es eine Welt- und Kirchengeschichte gibt, bleibt es ein Ruhmesblatt für Damaskus, daß vor seinen Mauern die göttliche Gnade einen ihrer herrlichsten Siege in einer Menschenseele errungen hat, indem sie den Christushasser zum glühenden Christusjünger umwandelte.

